



P. o. germ. 1926 t/2

Bölte

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

- 6 fl. — fr.
- Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — fr.
- Für einen Monat mit . . . — fl. 45 fr.
- Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 fr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

- Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
- 9 fl. — fr.
- Für ein halbes Jahr 5 fl. — fr.
- Für einen Monat 1 fl. — fr.
- Für 1 Band per Tag — fl. 3 fr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenseldergasse Nr. 8. München.**

E



24649.

<36617642660019

<36617642660019

Bayer. Staatsbibliothek

S

Winkelmann

oder

Von Stendal nach Rom.

Culturhistorischer Roman

von

Amely Bölte.

In jeder Seele liegt ein unwiderstehliches
Verlangen, sich zu entwickeln.
Carlyle.



Zweiter Band.

Berlin.

Verlag von Louis Gerschel.

1862.



Inhalt.

	Seite
1. Die Grafen Brühl und Bülow	1
2. Das Begegnen mit Kubener	15
3. Die Abendgesellschaft bei Sylbestre	36
4. Der Bote des Schicksals	56
5. <i>Conditio sine qua non</i>	80
6. Das Gewissen des Proseljten	98
7. Die Versprechungen der Grössen	114
8. Die Freundin des Nuntius	140
9. Die Abreise nach Rom	155
10. Auf klassischem Boden	170
II. In Rom	187
12. Die Audienz beim Papste	196
13. Der Scapatore seiner Heiligkeit	207
14. Der Ausflug nach Tiboli	220



Erstes Kapitel.

Die Grafen Brühl und Bünau.

Am Hofe August III., inmitten dieser bunten und glänzenden Gesellschaft von polnischen Edelleuten, englischen Lords, französischen Malern und italienischen Sängern und Musikern, wo alle Welt nur dem Sinnen- genusse nachging und das Vergnügen des Augenblickes das Stichwort für jede Huldbigung bot; taucht aus der Masse eine Gestalt vor uns auf, welche in sich alles das vereinigt, was dem Edelmann ziemt und den Menschen ehrt.

Graf Heinrich von Bünau war in Weisensfeld geboren und als Unterthan von Fürsten aufgewachsen, deren Eitelkeit sie eine Königskrone ergreifen und darum die Perle in ihrer Hand gering achten lehrte. Der bunte Flitter des künstlich heraufbeschworenen Glanzes

bestach ihn nicht; — die wahre Aufgabe des Adels, dem Volke in Gefinnung, Sitte und Streben vorzuleuchten, blieb in seiner Persönlichkeit ausgesprochen. Er diente der Wissenschaft und er diente dem Staate, der Pflicht gehorchend, welche mit dem verliehenen Pfunde zu wuchern befiehlt; er stieg von Stufe zu Stufe, doch nie ließ sein Ehrgeiz ihn Mittel wählen, sein Ansehen zu erhöhen, die nicht innerhalb der Grenzen seines Verdienstes lagen.

Eine so bedeutende Erscheinung *), mußte Graf Brühl mit Neid neben sich erblicken. Nicht nur das Wissen dieses Mannes imponirte ihm, sondern auch seine Rechtlichkeit machte ihn zu einem unbequemen Mitarbeiter in dem großen Haushalte des Staates, den er zu seinem eigenen und seiner Familie Vortheil ausbeuten wollte. Ihm lag Alles an dem Scheine; jener dagegen gab wenig auf die Außenseite und sah auf den Kern. Graf Brühl vervollständigte seine Garderobe, bis er für jeden Tag im Jahre einen andern Anzug besaß, zu dem sogar die dazu gehörige Taschenuhr nicht fehlen durfte; Graf Büнау trug lange dasselbe Kleid und erstand dafür einen Schatz an Büchern, welcher

*) Johann Friedrich Burscher Lebenslauf Graf Heinrichs von Büнау.

später von der Königlichen Bibliothek in Dresden angekauft wurde und noch heute ihr Stolz ist. Brühl baute an den Ufern der Elbe ein Schloß mit Terrassen und Anlagen, welche den hängenden Gärten der Semiramis in jener Zeit gleich gerechnet wurden; Büнау suchte den Zustand seiner Untergebenen auf seinen Gütern zu verbessern. Was sie aber hauptsächlich unterschied: Brühl schmeichelte dem Kurfürsten mit dem Königthum von Polen; Büнау blieb Protestant und sagte ihm, wenn seine Ansicht gefordert ward, die Wahrheit.

Zwei so entgegengesetzte Charaktere konnten nicht, ohne aufeinander zu stoßen, nebeneinander in einem so engen Raum sich bewegen, wie ihn die Hofhaltung und Regierung eines kleinen Kurfürstenthums bot. „Er oder ich,“ sagte sich Brühl, und da nach seinen Grundsätzen der Zweck die Mittel heiligte und Selbsterhaltung ein Naturgebot war, gegen das kein Widerspruch stattfinden konnte, so suchte er den Gegner zu entfernen.

Graf Büнау hat demzufolge um seinen Abschied und trat in den Dienst Kaiser Karl VII.

Schadenfroh sah Brühl den Nebenbuhler ziehen, welcher jedoch bei seiner Entfernung nur die Heimath einbüßte, im Uebrigen aber durch die ihm von dem Kaiser ertheilten Ehren eine reichliche Entschädigung

fand; dann zu der Würde eines Reichsgrafen erhoben, als bevollmächtigter Minister nach Niedersachsen gesandt, blieb seinem Ehrgeize nichts zu wünschen übrig.

Dieser Wirkungskreis endigte jedoch mit dem nach kurzer kaiserlicher Herrlichkeit erfolgten Absterben der Majestät von Baiern. Graf Büнау mußte auch seine Stellung als Minister aufgeben und nahm dafür den Posten eines Statthalters von Eisenach und Weimar, während der Minderjährigkeit des jungen Herzogs, an.

Trotz dieses bewegten politischen Lebens und dem mit der Verwaltung seiner Ämter verbundenen Zeitaufwande, hatte er nicht aufgehört in seinen Mußestunden den Wissenschaften anzugehören. Namentlich war die Geschichte sein Fach. Nach umfassenden Quellenstudien hatte er schon bald nach seinem Abgange von der Universität eine „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie“ zu schreiben begonnen, wovon die ersten 4 Bände 1728 in Leipzig erschienen und in der gelehrten Welt mit großer Bewunderung begrüßt wurden. Kein Dilettantismus verrieth sich darin, keine Eitelkeit, die mit nur oberflächlichem Wissen prunken wollte; sondern tief und ernst war hier eine Arbeit vollendet, die an Gründlichkeit und Gediegenheit jedem Anspruche des Fachmannes genügte. Kein Wunder also war die ihm zu Theil

werdende Anerkennung, so wie der den Namen des Autors später begleitende Ruhm.

Graf Heinrich von Büнау kam nach Dresden, um den Vermählungsfeierlichkeiten des jungen Erbprinzen Christian mit der Prinzessin Maria Antonia beizuwohnen. So wenig ihn persönlich der Pomp solcher Feste unterhielt, so durfte er doch, als sächsischer Edelmann, bei einer so wichtigen Begebenheit sich nicht ausschließen, seine Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus an den Tag zu legen. Die Prinzessin war überdem die Tochter eines Kaisers, dessen Gnade ihn mit Titeln und Aemtern überhäuft hatte, bei dessen Krönung in Frankfurt am Main war sie ihm persönlich bekannt geworden und er hegte das Verlangen, ihr seinen Glückwunsch auszusprechen, daß sie sein Vaterland nun auch das ihrige nennen würde.

Die Gallatage am Hofe hatten ihr Ende erreicht; nach dem unruhigen Treiben war es ihm nun ein wahres Bedürfniß die Prunkgewänder abzuwerfen und sich in der Einsamkeit seines Studierzimmers unter seine Bücher zu flüchten. Sein Gut Nöthenitz *) lag nur

*) Jetzt im Besitze des Kammerherrn von Rönneritz. Seine dritte Gemalin, eine von Arnim, aus dem Hause Neusorge, hatte ihm die Güter Nöthenitz und Rosenditz zugebracht.

eine Stunde Weges von Dresden entfernt, hier befand sich seine vorzügliche Bibliothek aufgestellt, die er bereits vor Jahren, als er noch in sächsischen Diensten stand, mit so viel Kosten als Mühe zu vervollständigen gesucht und an deren Vergrößerung er auch aus der Ferne noch fortarbeitete. Noch in später Nacht ließ er anspannen und fuhr nach seinem Tusculum hinüber, das freilich mit der Villa eines Horaz auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hatte, ihn aber den Luxus der Einrichtung, die Drangenhaine und die Albaner Berge, die des Römischen Dichters Landhaus zierten, nicht suchen noch vermissen ließ, weil er ein Gelehrter war und kein Dichter; das Nützliche ihm also dem Schönen vorging.

Die niedrigen, einfachen Zimmer mit weißangestrichenen Brettern ringsum enthielten einen Schatz der vorzüglichsten Werke aller Zeiten; zwei Bibliothekare bewegten sich tagtäglich in diesen stillen Räumen, sondernd, ordnend und theilweise auch für den Grafen copirend.

Zu diesen begab er sich, um nachzufragen, was sie während seiner Abwesenheit für ihn gearbeitet und um ihnen anzugeben, welcher Auszüge aus den alten latei-

nischen Schriftstellern er demnächst für sein großes Werk bedürfe.

Er war allein nach Nötheniß gekommen, seine noch junge Gemalin und Kinder dem Strome der Lustbarkeiten, denen er sich selbst so gern entzog, überlassend. Ein Mann von fünfzig Jahren hatte seines Erachtens keine Zeit zu verlieren, wenn er der Menschheit noch durch die Werke seines Geistes dienen wollte.

Trotz dieses ernstesten Strebens erlebte er die Beendigung seines Geschichtswerkes nicht mehr.

Ein kleiner Mann mit einem schwarzen Käppchen saß in dem Vorzimmer der der Bibliothek gewidmeten Räume, den Grafen, auf dessen Ankunft er vorbereitet war, erwartend. Vor ihm brannte eine düstere Lampe, bei deren Scheine er sorgfältig auf das unserm jetzigen Löschpapier nicht unähnliche Manuscript mit einem langen Gänsekiel Buchstaben malte.

„Guten Abend, mein lieber Franke!“ sagte der Graf eintretend, und sein sanftes, träumerisches Gesicht nahm bei der Begrüßung einen freundlichen Ausdruck an. „So allein? Wo ist denn Sein Gefährte, daß er ihm nicht Gesellschaft leistet?“

Franke war aufgestanden und den Grafen ehrfurchtsvoll begrüßend, sagte er:

„Excellenz, es ist wieder eine skandalöse Geschichte passirt, die meinen Gehülfen genöthigt hat, sich in die Stadt zu begeben, wo er Dero gnädigsten Schuß anzusprechen wollte.“

„Ich habe ihn mit keinem Auge gesehen, mein lieber Franke; aber was hat sich denn zugetragen?“

„Des Leuthold Schwesterkind, ein artiges Mädchen, ist vor einiger Zeit in den Dienst einer Dame gezogen, die eine Stunde von hier ein Landhaus bewohnt. Man weiß nicht recht, wer sie ist, noch woher sie kommt; allein gleichviel, das ist ja hier so Mode geworden seit die polnische Wirthschaft bei uns eingeführt ist, daß man nicht fragen darf von wannen die Leute kommen, und sie ehren muß, als hätte man sie in das Kirchenbuch eintragen sehen. Die Dame, von der ich reden will, ist noch sehr jung und wie es scheint, aus diesen Landen gebürtig; doch nennt sie sich Frau von Odalinsky. Es ging das Gerücht, der Chevalier de Saxe habe sie hier zurückgelassen. Genug, des Leuthold Schwesterkind trat in ihren Dienst und war recht wohl zufrieden bei der schönen und gnädigen Dame, die sie wie eine Schwester behandelte, ein so gutes Unterkommen gefunden zu haben.“

„Nun?“ fragte der Graf, als Franke hier eine

Pause machte. „Das scheint ja Alles recht gut zu sein. Wo ist denn das Unglück?“

„Es kommt! Warten Excellenz nur ein wenig. Ich möchte mich gerne kurz fassen und sinne darüber nach, wie sich das am besten thun läßt. Also: die schöne Dame ging manchmal allein aus, um in einem Lusthause, das sie im Walde unfern der Weißeritz besitz, einige Stunden ungestört zuzubringen. Oftmals schon erbot sich die Anna sie zu begleiten, doch sie ließ es nie zu. Bisweilen aber schickte sie diese allein mit dem Schlüssel nach dem Pavillon, damit sie dort ausgehe. Dies war nun wieder vor ein paar Tagen geschehen, und die Anna hatte heimlich ihre Mutter mitgenommen, theils zu ihrer Gesellschaft, theils auch, weil diese den Ort gern einmal sehen wollte. Es steckte so ein bißchen Eva-Neugierde in ihr, für die sie sogleich ihre Strafe erhielt.“

„Mutter und Tochter sahen sich gemeinsam in der Wohnung um und schwägten miteinander, worüber sie den Verlauf der Stunden vergaßen. Als sie endlich nun die befohlene Arbeit verrichten wollen, hören sie Stimmen. „Meine Herrschaft!“ schreit das Mädchen, „Mutter! Um Gotteswillen verstecken Sie sich!“ Die Alte ist nicht träge und klettert eine Leiter hinauf auf

einen Holzboden. Indessen tritt die Frau von Odalinský mit einem Herrn ein. Ganz verwirrt und roth knirt die Anna aus der Ferne. Da ruft der Fremde sie an, näher zu kommen, faßt sie unter das Kinn und sagt: „Kennt Sie mich, mein Kind?“ — „Ich glaube, ich habe Ihre Excellenz schon gesehen,“ sagte sie sich besinnend, daß derselbe Herr mehrmals nach Nöthnitz gekommen und dort mit ihrem Onkel geredet habe. „So! Und wie heiß ich?“ — „Wenn ich nicht irre, so habe ich die Ehre den Herrn Grafen von Brühl Excellenz zu sehen,“ sagt das dumme Geschöpf. „In der That antwortet er, Sie hat ja ein sehr glückliches Gedächtniß! Ich habe jetzt mit Ihrer Herrschaft zu reden; bleibe Sie einstweilen in jenem Kabinet, bis wir Sie rufen.“ Damit schließt er die Thüre hinter ihr ab. Nach einer Stunde entfernt er sich mit der schönen jungen Dame. Ein großer Heiduck, welcher vor der Thüre Wache gehalten, bleibt zurück. Die Mutter hat von oben alles mit angesehen und angehört. Als der große Mensch endlich fortgeht, stiehlt sie sich die Stiege herab und sucht nach ihrer Tochter. Alle Thüren stehen auf; das Mädchen ist nirgends. Sie denkt, sie müsse ihrer Herrschaft gefolgt sein. Als sie am nächsten Tage dort nachfragt, hört sie, daß man das Mädchen ver-

misse. Nun läuft sie zu ihrem Bruder, und dieser zu Ihro Excellenz, dem allein Graf Brühl Rede stehen würde.“

„Nst,“ winkte der Graf, „die Wände haben Ohren. Ich bin nicht der Mann, welcher hier richten kann. Sage Er der Frau, daß sie zu Gott beten soll, der allein die Herzen und Nieren kennt und prüft. Gute Nacht, lieber Franke.“

Der Graf zog sich ernst zurück. — In seinem Schlafzimmer fand er einen großen Brief auf seinem Nachttische liegend. Er öffnete ihn und las:

Seehausen, in der Altmark

den 16. Juni 1748.

„Begraben in den Staub des Schullebens, richtet sich mein Auge hoffnungsvoll auf Ew. Excellenz. Ihr den Männern der Wissenschaft zugewandter Antheil ermuthigt mich diese Zeilen an Sie zu schreiben.

Seit mir die von Ew. Excellenz verfaßte Geschichte des Kaiserreichs in die Hände gefallen ist, habe ich den Drang in mir gefühlt, Ihnen meine Bewunderung darüber auszusprechen, die ich mit allen Jenen theile, welche ein so seltenes und vielseitiges Wissen in einem so hochgestellten Manne

und Minister zu würdigen verstehen. Glücklich preise ich diejenigen, welche in der Nähe eines bedeutenden Mannes leben dürfen, den nicht nur Gaben des Geistes, sondern auch hohe Tugenden zieren, und ein solches Glück gleichfalls zu genießen, ist mein höchster Wunsch.

Mein Leben ist den Studien geweiht, alle meine Wünsche gehen dahin, ungestört den Wissenschaften angehören zu dürfen, ich habe darum auf eine Beförderung in der Kirche Verzicht leisten müssen.

Zu dem Zwecke unterrichtete ich seit fünf Jahren in den schönen Wissenschaften; allein der traurige Zustand der Schulen meines Vaterlandes macht mir diese Thätigkeit zu einer Strafe und wie ein Verzweifelter suche ich davon loszukommen und mir den Weg auf eine Akademie zu bahnen. Allein, wenn ich darüber nachdenke, so ist auch dort mein Platz jetzt nicht. Es ist das Zeitalter metaphysischer Grübeleien, die Belles-lettres liegen im Staube. Die griechische Literatur ist wenig geschätzt, und diese grade ist mein Fach, in dem ich mich vervollkommen habe, so weit es der hohe Preis der Bücher und die Seltenheit mancher Werke mir gestattete.

So bleibt mir denn nichts übrig als zu der Güte eines der größten Männer unseres Zeitalters

meine Zuflucht zu nehmen, dessen Humanität aus seinen unsterblichen Werken allen Augen vertrauens-
erfüllend entgegenleuchtet. Verzeihen Sie mir, gnädi-
ger Herr, daß ich mich vor Ihnen meiner geringen
Verdienste rühme. Es geschah, weil ich wünschte,
daß Sie über mich verfügen möchten. Meine Ta-
lente stehen Ihrer Excellenz zu Gebote. Weisen Sie
mir einen Winkel in Ihrer Bibliothek an, wo ich die
Ihrem großen Werke beigefügten Anekdoten für Sie
copiren kann. Ihre hohe Protektion wird ein neues
Licht auf meinen Lebensweg werfen und mein Herz
wieder mit den Musen befreunden.

Vielleicht kann ich eines Tages der Welt noch
wieder nützlich werden, wenn ein günstiger Stern
mich in eine Hauptstadt führt.

Möge der Himmel Ew. Excellenz seines be-
sonderen Schutzes würdigen, damit Sie Ihr schönes
Werk angemessen vollenden können."

Der Graf faltete, als er zu Ende gelesen, das
Schreiben bedächtig zusammen, legte die Hände auf den
Rücken und wanderte, seiner Gewohnheit gemäß, im
Zimmer auf und ab. Er hatte bereits zwei Personen
in seiner Bibliothek angestellt; eine dritte war mehr
als überflüssig; doch den Brieffsteller, der so vertrau-

ungsboll seine letzte Hoffnung auf ihn setzte, abweisen, das konnte sein weiches Herz sich nicht abgewinnen.

Lag diesem Soachim Winkelmann, wie er sich nannte, nur daran, unter Büchern und in der Nähe einer Hauptstadt zu leben, wo ihm die Schätze der Kunst manchen Genuß boten, so konnte eine freie Station und ein Taschengeld zur Bestreitung seiner übrigen Ausgaben ihm diesen Vortheil gewähren; mehr aber ihm zu bieten, war für den Augenblick nicht möglich.

Bevor er sich schlafen legte, schrieb er noch diese günstig lautende Antwort, welche er so artig und höflich einkleidete, wie damals selten ein Graf an einen unbekanntem jungen Menschen schrieb, der ihn um eine Gunst ersuchte.

Er forderte ihn auf, sich unverzüglich nach Nöthenitz zu begeben und dort seinen Aufenthalt zu nehmen, im Fall ein Gehalt von achtzig Thalern seinen Wünschen genüge und bat ihn diese Erwiederung auf sein Schreiben als Dank für die über seine schriftstellerischen Leistungen ausgesprochene vortheilhafte Meinung hinzunehmen.

Nun erst suchte er sein Lager mit dem Bewußtsein den Tag mit einer guten That beschloffen zu haben.



Zweites Kapitel.

Das Begegnen mit Rabener.

Auf der alten Brücke zu Dresden, wo neben dem Barometer das Kreuz emporragt, stand an einem hellen Septembermorgen des Jahres 1748 ein Mann mit ver-
schränkten Armen, sein feuriges braunes Auge, mit dem Ausdrücke freudiger Bewunderung, auf den Thurm der Katholischen Kirche, dieses Meisterwerk der Baukunst gerichtet. „Ja, das ist schön,“ las man in seinen Zügen geschrieben, während die feine Oberlippe aufschwoll bei dem geistigen Genusse. —

Der herrliche Bau trug damals noch nicht sein jegiges schwarzgraues Kleid, die Atmosphäre hatte den Stein mit feinen Dünsten getränkt, mit keinem Kohlenstaub überzogen, hell und neu stand es in seiner Vollendung da, sich dem tiefblauen Morgenhimmel in schöner

Färbung anlehnend, und doch vielleicht weniger als heute dem Auge gefällig.

Immer aber, ob neu, ob alt, bleibt die Kunst der Architektur in ihren vollendeten Proportionen die gleiche, immer war die leichte Grazie dieses Thurmes unübertrefflich, und die Anordnung dieser das Gebäude zierenden kolossalen Statuen eine unnachahmliche. Die Vollendung hier anzustaunen, wie sie ein Menschengestalt ge- dacht, und Menschenhände sie geschaffen, war ein Glück, dem Joachim Winkelmann an diesem kühlen September- morgen mit trunkener Seele sich hingab.

Wenige Fußgänger zeigten sich zu dieser frühen Stunde auf der Brücke; doch diese wenigen maßen den unbeweglich Dastehenden mit verwunderten Blicken. Er mochte freilich schon eine lange Zeit nach derselben Richtung hingestarrt haben, bevor er selbst sich dessen bewußt ward, und durch den Schlag der großen Thurmuhr aufmerksam gemacht, seine Schritte weiter zu setzen Miene machte.

Die kleine Festung Dresden glich damals nur wenig der heutigen großen Residenzstadt. Sie war mit starken Mauern und Gräben umgeben, und die Elbufer der Neustadt trugen nur einzelne Häuser. Doch in den Hauptzügen ist der Ort immer derselbe geblieben, die

Natur hat keine Menschenhand umgestalten können, und große Bauten und einen Zuwachs der Kunstschätze sollte die Stadt seit der Regierung August III. nicht mehr erleben.

Der Palaß des Grafen Brühl, von herbſtlichem Grün umgeben, lag Winkelmann grade gegenüber; auf der zu dem großen Sommerhauſe hinaufführenden Treppe ſtanden zwei Geſtalten; er errieth in dieſen den mächtigen Miniſter nebt ſeinem allmorgendlich ihm Bericht erſtattenden Beichtvater des Königs, den Vater Guarini.

Befuchen durfte er dieſe dem Grafen Brühl gehörenden Gärten nicht, ſie waren dem Publikum verſchloſſen; die prachtvolle Treppe, welche uns jetzt zu ihnen hinauf führt, exiſtirte zu jener Zeit noch nicht.

Unten auf dem Fluſſe ſchwebte eine einſame Gondel, getragen von dem Hauche des Morgenwindes, und hielt am Fuße des Japaniſchen Palais an. Joachim Winkelmann folgte ihr mit den Augen bis dahin, wo jetzt die Bücherschätze des Grafen Bünau aufgeſtellt ſind.

Glockentöne trafen indessen ſein Ohr, in mächtig ſchönem Vibriren von dem reinen Aether fortgetragen. Durch das Thor des von hier aus ſo unſcheinbar daliegenden alten Schloſſes kamen mehrere Perſonen des

Weges gegangen, und verloren sich in der katholischen Kirche. Winkelmann beschloß, ihnen nachzufolgen.

Es war eigentlich seine Absicht, die berühmten Bilderschätze des König August zu sehen; er wußte aber nicht, wie er zu der Gallerie Zutritt erhalten sollte; so that er denn einstweilen ganz das Gegentheil von dem, was er sich vorgenommen hatte zu thun, und schritt dem Gotteshause zu.

Die einfache Größe und Schönheit der Proportionen fesselte sein Auge auch im Innern des Gebäudes. — In einem solchen Tempel hätte er dienender Priester sein können, hier fühlte seine Seele sich gehoben und getragen, bis sie in Ehrfurcht vor dem Höchsten Demuth überflüßlich; hier zogen religiöse Empfindungen in sein Herz ein, wenn es auch dem Dogma fremd.

Es waren nur wenige Personen in der Kirche, und diesen sah man es an, Sachsen sei nicht ihr Vaterland. Die katholische Religion, ein Neuling auf diesem Boden, gleich hier noch einer erotischen Pflanze, die nur in dem Sonnenscheine der Hofgunst gedieh und neue Zweige trieb.

Oben auf dem Chor, hinter verschlossenen Glasfenstern, betete die fürstliche Familie, welche durch einen aus dem Schlosse leitenden Corridor dahin gelangte.

Joachim konnte aus dieser Entfernung Niemand genau erkennen.

Als er wieder vor die Thüre hinaustrat, unschlüssig, nach welcher Seite hin sich nun zu wenden, kam ein Herr des Weges, dessen einfacher brauner Anzug, neben dem offenen, guten, höchst geistvollen Angesichte, auf Winkelmann den günstigsten, Vertrauen erweckenden Eindruck hervorbrachte. Bescheiden trat er ihm in den Weg, zog seinen Hut, und bat, ihm Auskunft zu geben, wie er zur Ansicht der Gemälde gelange.

Der Herr in Braun maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle mit einem raschen Blicke. Das ungepuderte Haar, der nachlässige Anzug, der Mangel eines Degens, ließ auf keine vornehme Abkunft schließen; dennoch lag etwas in dem Wesen des Fragenden, das die Aufmerksamkeit fesselte.

„Sie sind fremd hier?“ sagte der Angeredete freundlich. „Ich will Sie ein Stück Weges begleiten, und Ihnen den Ort zeigen. Gern sähe ich mit Ihnen die schönen Sachen an und freuete mich an dem Eindrucke auf Sie; allein ich muß auf mein Steueramt.“

Rabener! rief es bei dem letzten Worte in Winkelmanns Seele, und „Rabener?“ setzte er laut hinzu, während helle Freude auf seinem Gesichte leuchtete.

„Sie kennen mich?“ sagte Tener, nicht unangenehm berührt von dem Ausrufe der frohesten Uebersraschung.

„Wie sollte ich nicht!“ gab Winkelmann warm zurück. „Mit welchem Entzücken habe ich Ihre Beiträge in der Monatschrift „die Belustigung des Verstandes und Wizes“ gelesen! Wie sehr habe ich Ihre Prosa, den reinen gedrunenen Stil, womit Sie in Ihrer Muttersprache Meister sind, und die Geißel der Satire, wie ein Horaz, über die verderbten Sitten der Zeit schwingen, bewundert!“

„Vielleicht habe ich das Vergnügen, in Ihnen einen der ungenannten Mitarbeiter der Zeitschrift zu begrüßen? Das würde mir ja sehr erfreulich sein!“ fragte Rabener forschend.

„Verzeihen Sie, nein!“ sagte Winkelmann, wie sich entschuldigend. „Ich besitze kein Talent, um zu moralisiren; sei es im Ernste, oder im Scherze; für mich sind die Dinge da, so wie sie sind. Ich bin nicht Idealist, darum nicht Pessimist; was ist, das ist, ich will es anders nicht gestalten, und freue mich, so oft es mir gestattet wird, die Sahne von der fetten Milch zu schöpfen.“

„Das sind die glücklichsten Kinder dieser Welt!“

sagte Rabener lachend. „Sie schwimmen mit dem Strome fort, gleichviel wie hoch, oder tief sein Wasser sie trage.“

„Nur ist das Schwimmen minder leicht, als man glaubt,“ sagte Winkelmann ernst; „denn die leere Börse und der leere Magen mindern die Kräfte der Rundernden.“

„Ja so! Das ist ganz richtig,“ fiel Rabener, mit einem raschen scharfen Seitenblick auf seinen Gefährten ein. „Darum bin ich auch Steuerbeamter geworden. Wir Alle müssen unserm Schicksale einen Tribut entrichten.“

„Ich bewundere Sie!“ sagte Winkelmann still stehend. „Sie leisten mit lachender Miene, was dem denkenden Menschen eine Herkulesarbeit dünkt und auch ist: Sie widmen sich den Zahlen mit einem Kopfe voller Ideen.“

„Weil ich redlich mein Brod verdienen muß!“ sagte Rabener mit leichtem Spott um die Lippen. „Ubi bene ibi patria. Man nährt den Geist wohl mit Gedanken, doch nicht den Körper. Nun bitte ich Sie aber, mir auch Ihren Namen und Ihr Brodstudium zu nennen; denn ich zweifle nicht länger, in Ihnen einen Genossen auf dem Wege der Erkenntniß des ewig

Wahren zu begrüßen, während Sie den Magen kümmerlich mit Hechsel füllen.“

„Ich nenne mich Joachim Winkelmann, bin aus Stendal in der Altmark gebürtig, und auf dem Wege nach Röhrenitz, um dem Grafen von Büнау in seiner Bibliothek beizustehen. Das wird für jetzt mein Brod=erwerb sein, der den Körper nähren wird, während die Seele nach der Erkenntniß des ewig Schönen dürstet.“

„So sind wir Antipoden!“ versetzte Rabener. „Ich lebe für die Moral, deren Grenzen eng gezogen sind, und Sie in dem Gebiete des Schönen, das sich keinen Beschränkungen unterwirft.“

„Verzeihen Sie,“ fiel Winkelmann ein, „auch die Aesthetik hat ihre Gesetze, die nicht minder unumstößlich sind, wie die der Ethik.“

„Die aber innerhalb ihrer selbst sich befinden, und in sich selbst ihre Grenzen suchen; während wir mit einem kategorischen Imperativ scharfe Linien ziehen: — Es muß Ihnen daher viel schwerer werden, als mir, zu entbehren. Ich leide doch nur darunter, meinem Geiste eine ihm unangemessene Beschäftigung aufbürden zu müssen, und räche mich dafür durch mein Spotten über die Thorheiten des Menschenlebens; Sie dagegen

können durch solche Waffen nicht strafen, was man Ihnen entzieht; denn bei Ihnen sind es die Augen, die genießen wollen."

„Sie verstehen meine Lage vollkommen," sagte Winkelmann beistimmend. „Ich entbehre — und entbehre fast hoffnungslos. Mich düstet nach den Gebilden der plastischen Kunst, wie das Kind nach der Mutterbrust, und unsere Heimath ist eine Wüste für dies Verlangen."

„Sie sind Preuße; warum wandten Sie sich nicht an Ihren jungen König, dessen Interesse an den Belles-lettres sich vielleicht bis auf Sie erstreckt hätte?"

„Wenn ich Franzose wäre, ja; aber als deutscher Gelehrter hätte ich nimmermehr Gnade vor seinen Augen gefunden, denn er haßt unsere Sprache, unsere Sitten, unser pedantisches Wesen. Voltaire, Diderot, d'Alembert haben seinen Geismack verdorben."

„Ich möchte verwöhnt sagen, statt verdorben," warf Rabener ein; „denn allerdings gewährt die Lectüre von deren Schriften ein Vergnügen, das kein deutscher Autor dem geistreichen Könige bieten kann."

„Sie z. B. besitzen nicht minderen Verstand und Wit, wie jene Herren Encyclopädisten," fiel Winkelmann eifrig ein.

„Mag sein; allein er hat nicht die gleiche Ausbildung erfahren, ich darf meiner Laune nicht den Zügel schießen lassen, muß im Verborgenen blühen; und ein nicht von der Sonne beleuchtetes Talent kann nur vegetiren. Was sollten also dem großen Fritz meine Satiren, die ihm mein Vaterland nicht zeigen, wie es ist, und auch nicht, wie es sein könnte? — Ich darf ihm keine Personen nennen, noch sie so bezeichnen, daß er sie erkennen könnte; ich muß alle Anspielungen vermeiden, und vergeblich würde ein Historiker späterer Jahrhunderte aus meinen Schriften den Geist der Zeit erkennen wollen, wie wir es jetzt aus den Werken eines Juvenal thun! — Die Gabe dazu besitzen und sie schlummern lassen müssen, — sich selbst mit sehendem Auge in das Grab tragen, — das, mein lieber Herr Winkelmann, ist die Satire auf das Leben Gottlieb Wilhelm Rabeners, die er nicht schreibt, aber mit kummervollen Nächten bezahlt, die sein Haar vor den Jahren färben.“

„Also auch Sie!“ sagte Winkelmann tief bewegt. „Auch Sie das Opfer von Umständen! Auch Sie! Warum, Ihr Schicksalsgötter, stelltet Ihr uns mit unsern Gaben an des Paradieses Pforten? — Warum mußte uns die Harmonie des innern Seins mit der

äußern Welt verschlossen werden? — Warum das Eine uns, wenn doch das Andere fehlen sollte?“

„Warum? Weil die Fortuna ein Weib ist und Launen hat,“ sagte Rabener, zu einem scherzhaften Tone übergehend. „Da mir diese Göttin so große Noth macht, und die Plage meines Lebens ist, habe ich sonst auch alle Verbindung mit dem Geschlechte aufgegeben, und mich nie vermält, noch vermälen wollen. Hoffentlich sind auch Sie dem Hymen aus dem Wege gegangen?“

„Wie sollte ich nicht, da die Sorge für meine Existenz alle meine Gedanken in Anspruch nahm,“ rief Winkelmann fast erstaunt über die bloße Idee einer Heirath. „Hätte ich die Mittel, so wäre es freilich bequemer, für alle meine Bedürfnisse gesorgt zu sehen, ohne selbst meine kostbare Zeit darauf verwenden zu müssen. Meiner Wäsche ins Besondere würde es erspriesslich sein.“

„Ja, wenn das Ihre Gedanken von der Liebe und der Ehe sind, so thun Sie ganz wohl, Ihr Herz nicht zu verschenken,“ sagte Rabener, laut lachend über die prosaische Auffassung des jüngeren Mannes. „Unsere jungen Mädchen hier sind jetzt viel zu gebildet, um sich in Küche und Keller zu tummeln. Das schlägt die

Zither und wandelt im Mondschein, Gellert's Fabeln deklamirend. — Andere wieder wollen die Gelehrsamkeit der Frau Gottsched nachäffen. Genug, es sind Wenige mehr damit zufrieden, einem vernünftigen Manne sein Leben zu erleichtern, sie möchten lieber von einem Jupiter entführt sein, und einem Engel Gabriel den Fensterflügel ihres Kämmerchens geöffnet lassen. Wir sind ihnen in unserer wahren Gestalt nicht mehr schön genug."

„Von mir haben diese Demoiselles nichts zu fürchten; die Bibliothek ist meine Braut;" sagte Winkelmann bethuernd.

„Bis Sie eine schönere gefunden haben. Warten Sie nur; sogleich soll das Geschlecht an Ihnen gerächt werden."

Sie waren indessen die Augustus-Strasse hinauf an das sogenannte Stallgebäude gekommen. Rabener schellte, und frug nach Herrn von Hagedorn, dem Direktor der Gallerie. Diesem stellte er darauf Winkelmann vor und bat ihn mit einigen artigen Worten, sich des Fremden anzunehmen; dann reichte er ihm zum Abschiede die Hand, mit der Bemerkung: „Sie sind jetzt in der besten Obhut, um Ihr Herz zu verlieren. Auf Wiedersehen!"

Christian Ludwig von Hagedorn, ein Hamburger von Geburt, zählte damals sechs und dreißig Jahre. Er hatte, nach vollendeten Studienjahren, in Dresden eine Anstellung als Legationssekretär gefunden, und durch sein vortheilhaftes Aeußere dem Hofe und namentlich dem Grafen Brühl empfohlen, stand er zugleich dem Bilderschatze des Königs vor, wozu er sich, in Folge seiner Vorliebe für die schönen Künste, besonders eignete. Seine „Betrachtungen über die Malerei“ und seine Versuche, in Kupfer zu ätzen, haben seine theoretischen Kenntnisse, wie seine praktischen Anlagen der Nachwelt bewiesen.

Schlank von Gestalt, mit blauen Augen und schön gelocktem Haare, in eleganter Morgenkleidung, den Degen an der Seite, trat er, ein völliger Cavalier, dem armen Winkelmann mit einer Höflichkeit und Sicherheit des Wesens entgegen, die diesem imponirte und ihn um so unbehüllicher erscheinen ließ.

„Es bedurfte kaum der Empfehlung des Herren Steuerraths, um mich Artigkeit gegen einen Fremden zu lehren, der unsere Schätze in Augenschein zu nehmen wünscht;“ redete ihn Herr von Hagedorn verbindlich an. „Sie sind zum ersten Male in diesen Räumen,

wie ich aus Ihrer Unkenntniß des Ortes zu entnehmen glaube? Vielleicht selbst Künstler?"

"Ich verstehe nur das ewig Schöne zu bewundern," nahm Winkelmann jetzt das Wort. "In der Pflege der Alten aufgewachsen, bin ich Grieche von Gemüth und hungere nach Gebilden der Kunst."

Die etwas affectirte Sprache des Fremden lockte ein leichtes Lächeln auf die Lippen seines Begleiters; schnell erwiederte er jedoch mit feinem Takte:

"So suchen Sie keine Spezialität in diesen Räumen und das Schönste hier ist demnach auch das Beste für Sie."

Damit bog er um eine Ecke und sie standen der herrlichen Sixtinischen Madonna gegenüber. Sprachlos staunte Winkelmann die erhabene Schönheit dieses von ihrer göttlichen Mission durchdrungenen Weibes an. Den Geist der Alten fand er in dieser Schöpfung wieder, die Empfindung der Seele durchdrang auch hier die schöne Körperform mit jenem Reize, der andachtsvoll den Schauenden bewegte, der Ernst des Lebens, den die Griechen allen ihren plastischen Kunstwerken ausdrückten, um die Stimmung für das Erhabene vorzubereiten, ohne welche das Vollkommene nicht gedacht werden kann, war auch über diese Gestalt in fast er-

schütternder Weise ausgegossen. Himmelan stieg man mit ihr und wie sie verlor man die Erde unter seinen Füßen, während man sich in die Weihe der Gotterfüllten verlor.

Winkelman war verstummt. Hier Worte zu finden, ward ihm unmöglich. Herr von Hagedorn sah, mit welcher überwältigenden Empfindung er rang und trat zurück, um ihn in diesem großen Augenblicke sich selbst zu überlassen. Unfern am Fenster saß ein junges Mädchen und copirte die Nacht von Correggio.

Er näherte sich ihr daher und plauderte mit ihr.

„Ihr Bruder ist also glücklich in Rom angekommen, Fräulein Mengs,“ redete er sie an, verhindernd, daß sie, um ihn zu begrüßen, ihre Palette aus der Hand legte.

„Und es gefällt ihm dort?“

„Wie könnte es anders sein!“ rief sie warm. „Was er dort sieht, wird ihn lehren ein großer Künstler zu werden und durch seine Werke unserm gnädigen Könige den Dank für seine ihm gewährte Huld zu entrichten.“

„Auch Sie besitzen ein sehr schönes Talent und es lohnte der Mühe für Sie die gleiche Bahn zu gehen.“

„Die Hoffnung dazu hege ich noch; allein meinem Bruder gleichthun, werde ich es nie. Obgleich wir zusammen aufgewachsen sind und ich die nämlichen Vor-

theile der künstlerischen Ausbildung genossen, so waren doch meine Arbeiten nie den feigigen zu vergleichen. — Alles, was er schuf, war kräftiger, fester, selbst gewisser. Ich möchte darum glauben, daß der schwächere Körper der Frau sich auch ~~Sie~~ ihren Arbeiten ausdrücke."

"Pf!" sagte Herr von Hagedorn lächelnd und legte den Finger auf den Mund. "Lassen Sie das unsere junge Kurprinzessin nicht hören. Die hat aus ihrem Baiern so viel Energie mitgebracht, daß sie eine Welt damit erobern könnte! Sie wird der Ansicht nicht sein, daß die Schwäche des Körpers den Geist zu wuchern verhindere; denn es scheint, sie wolle uns ein bißchen Pantoffelregiment fühlen lassen und wir freuen uns schon recht auf diesen Scepter in weiblicher Hand, daß in diesem Jahrhundert Mode zu werden scheint. Wäre ich Maler, so schilderte ich „Herkules am Spinnrocken“, als den echten Typus unserer Zeit."

"Das können Sie doch nicht sagen, sobald Sie des Königs Friedrich von Preußen gedenken," erwiderte das junge Mädchen vorwurfsvoll. "Er ist ein so echt männlicher Mann, wie nur irgend ein Jahrhundert ihn erzeugt hat; — er ist der wiedererstandene Alexander von Macedonien."

"So läuten die Glocken bei Ihnen?" rief Herr von

Hagedorn schelmisch drohend. „Auch Du, mein Brutus!
— Ja, ja. Die Frauen und Mädchen begeistern sich
stets für die Kraft, unbezehen, ob sie eine böse oder
eine gute sei; wenn sie ihrer Schwäche nur imponirt,
dann gleichviel.“

„Wie sollten wir nicht!“ erwiderte das junge
Mädchen lebhaft. „Was wir selbst besitzen, die Schwäche,
— werden wir nicht an Andern bewundern; was uns
aber fehlt, das staunen wir an und möchten es uns an-
eignen, wenn es anginge. Auf diese Art werden wir
dann gefangen.“

„Um bei der ersten Gelegenheit durch die nur halb-
geschlossene Thüre des Käfigs zu entfliehen,“ sagte er,
mit dem Finger scherzhaft drohend. „Ich werde dem
armen Dietrich eine kleine Warnung zugehen lassen,
wie es mit Mädchenherzen aussieht und ihm rathen,
wenn er sein Glück bei dem Geschlechte machen will,
den Pinsel aufzugeben.“

„Das klingt anzüglich!“ versetzte Concordia lachend,
während bei Nennung des Namens Purpurgluth ihre
Wangen färbte. „Die armen Pinsel sind ungerechter
Weise in einen gar zu schlechten Ruf gekommen, wahr-
scheinlich weil sie sich nicht selbst zu führen verstehen
und die Meisterhand sich nicht immer für sie findet.“

Was wollen Sie ihm aber rathen statt dessen zu ergreifen, da er, meines Wissens, nur dies eine Talent für den Pinsel besitzt?“

„Kosse soll er händigen, männliche Kraft entwickeln, rauben, stehlen, ja morden, wenn es sein muß; denn nur so imponirt man Fräulein Concordia Mengs, und hält sie fest an einem Seile, das zum Zerreißen zu stark für sie ist.“

„Schade, daß Sie mir nicht den Riesen Goliath in eigener Person zum Anbeter verschreiben können,“ sagte sie lachend. „Seine Stärke würde vielleicht nicht nur mir, sondern auch Ihnen imponiren, Herr Legationssekretair.“

„Sie irren! Mir imponiren nur schöne Augen,“ erwiderte dieser, und sah der jungen Künstlerin dabei schelmisch in das Gesicht.

„So! Blau oder braun?“ fragte sie, ihr Bild betrachtend und ein unbefangenes Gesicht machend.

„Wie die Ihrigen, grün, liebe ich sie,“ gab er lachend zurück.

„Grün? Seit wann wären denn meine Augen grün?“ jagte sie, ihn voll ansehend.

„Seit Dietrich zu oft hineingeesehen. Sie wissen,

daß auch der klarste Bach trübe werden kann, wenn man den Grund aufstört.

„So weit, meinen Sie, wären seine Blicke gedrungen?“ sagte sie lachend. „Nichts da! Herr Legationssekretair! — Wozu hätten wir denn von der Natur die kleinen Vorhänge bekommen, wenn wir uns mit diesen nicht im rechten Augenblicke gegen unberufene Schauer vertheidigen könnten? — A propos! Werden Sie diesen Abend bei Monsieur Sylvestre sein? Ich höre, daß die Faustina vielleicht dort ist und hoffe eine neue Arie von der Göttlichen zu hören.“

„Meine Hoffnungen stehen mir näher,“ sagte Hagedorn in dem leichten Tone scherzender Galanterie, durch den die Zeit und der sächsische Hof von damals sich auszeichneten. „Ich werde Sie treffen, das genügt.“

Indem trat Winkelmann an ihn heran.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Viertelstunde stiller Betrachtung gönnten,“ sagte er mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens. „Das war Seligkeit, reine Seligkeit, die ich genossen! Schon um dieses Bildes willen, wird mir der Aufenthalt in Nöthenitz fortan ein Paradies sein.“

„Dahin gehen Sie?“ erwiderte Hagedorn fragend. „So werden Sie öfter mit einem sehr lieben

jungen Freunde von mir in Berührung kommen; — dem Ungarn Adam Friedrich Deser."

„Der für sein Brandopfer Abraham's in seinem achtzehnten Jahre zu Wien die goldene Prämie gewann?" fiel Winkelmann, lebhaft ein.

„Der nämliche. Er ist jetzt ein Mann von dreißig Jahren und widmet sich vorzüglich der Frescomalerei und der Kenntniß der Antike. Der Herr Graf von Bünau schätzt ihn sehr und unterhält sich gern mit ihm, er bringt daher, so oft dieser auf seinen Gütern in Sachsen lebt, den größten Theil seiner Zeit bei ihm zu."

„Das ist ja höchst glücklich für mich!" rief Winkelmann. „Ich werde auf die Weise mich über so Manches belehren können, was mir in der bloßen Theorie unverständlich war."

„Sie sind den schönen Künsten zugethan? Oh! Dann gehören Sie ganz zu uns. Erlauben Sie mir, Sie nun sogleich dieser Dame vorzustellen, deren Vater, Ismael Mengs, Ihnen nicht unbekannt sein wird."

Winkelmann verbeugte sich ungeschickt, während Concordia ihm voll Grazie ihr Compliment machte.

„Ich würde Sie nun gleich selbst zu Deser führen aber wir stören ihn um diese Zeit bei seiner Arbeit, und dann ist er nicht liebenswürdig. Besser also Sie

begleiten uns diesen Abend zu Sylvestre, an dem Sie einen Kunstverständigen der französischen Schule kennen lernen. Einverstanden?" fragte Herr von Hagedorn.

„Nur mein Anzug steht mir im Wege," sagte Winkelmann verlegen. „Ich besitze kein Hoffleid."

„Es ist dort auch kein Hof!" rief Hagedorn lachend. „Die Kunst sieht nicht auf den Rock, sondern auf das Herz; so lange das im richtigen Takte schlägt, sind Sie uns willkommen."

Drittes Kapitel.

Die Abendgesellschaft bei Sylvestre.

In dem Hause des französischen Malers Sylvestre versammelten sich zweimal wöchentlich eine Gesellschaft von Künstlern, welche der Kurfürst aus allen Ländern der Erde nach Dresden gezogen und durch große Gehalte hier gefesselt hatte. Eine gesicherte, behagliche Existenz, und daneben volllauf Beschäftigung, war das Mittel, die Jünger der Musen in der besten Laune zu erhalten, und getragen von der Gunst des Hofes, ermuntert durch den Beifall der Fürsten, arbeiteten sie mit regem Eifer an der Verwerthung ihres Talentes. Ein Wettstreit herrschte unter ihnen, wie man ihn nicht schöner wünschen konnte.

Der Franzose verleugnet nie sein Vaterland, huldigt nie einer fremden Sprache, noch fremden Sitten,

bleibt allüberall er selbst; so ließen auch die Jahre des Aufenthaltes in der Hauptstadt des Kurfürstenthums Sachsen den Maler Sylvestre nicht deutsche Gewohnheiten annehmen, und innerlich blieb ihm die Ueberzeugung, mit den Vorstädten von Paris höre die eigentliche Civilisation des Menschengeschlechtes auf.

Die Höflichkeit des Franzosen versteckt im Umgange dies angeborene Selbstgefühl, welches bei ihm aus Eitelkeit entspringt, während der Engländer es seinem Stolze dankt. Der bescheidene Deutsche dagegen trägt seine enthusiastische Bewunderung auf Alles über, was ihm fern liegt, und von seiner Phantasie ausgeschmückt wird; er singt, „seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt,“ und drückt einen Hottentotten an die Brust, mit dem Glauben, er habe das Ideal von einem Urmenschen aufgefunden.

Die alten Häuser der innern pirnaischen Gasse bieten große Räumlichkeiten. In einem weiten Gemache, mit vielen Spiegeln an den Wänden, saß der Maler Sylvestre, im sammetnen Hauskleide, ohne Degen, und unterhielt sich mit dem Arzte Bianconi, welcher als Leibmedicus der jungen Kurprinzessin Marie Antonia angestellt war.

Der Italiener, mit den scharf markirten Zügen und

dem schwarzen Haar und Barte, eine feine, elegante, distinguirte Persönlichkeit, stand in grellem Gegensatz zu dem, zum Enbonpoint hinneigenden, älteren Künstler. Sie waren in einem Streite begriffen über den Werth des Altarblattes in der katholischen Kirche, welches der Hofmaler Müller angefertigt hatte. *)

Bianconi sprach darüber, als wäre er selbst vom Fache. In der That fand auch zu jener Zeit Niemand leicht eine Anstellung am Hofe, ohne eine Kenntniß der schönen Künste und eine warme Vorliebe für dieselben. Sie unterhielten sich französisch.

Außerdem daß ihnen zur Verständigung nur dieses Idiom zu Gebote stand, war es auch die allgemeine Umgangssprache der Leute von gutem Tone, die eine Hofluft athmeten.

Erst nach und nach füllte sich der Raum mit Gästen.

Kerzen wurden angezündet und einige Getränke mit Gebäck umhergereicht; sonst gab es keine Bewirthung. Man scherzte, plauderte, lachte, und das Ceremoniell spielte keine Rolle.

*) An dessen Stelle hängt jetzt das große Bild von Raphael Mengs.

Der Legations-Sekretair von Hagedorn trat unter den ersten der Ankommenden mit seinem Schützling ein. Als er diesen Sylvestre vorstellte, zeigte sich eine Schwierigkeit für deren Unterhaltung; Winkelmann redete nur gebrochen französisch, und mit einer Aussprache, welche den Lateiner bei jeder Silbe erscheinen ließ; der Franzose aber ist empfindlich gegen ein solches Mißbrauchen seiner Sprache.

Mit Bianconi trat fast derselbe Fall ein. Natürlicher Weise wirkten diese Vorstellungen also mehr einschüchternd, als ermutigend auf den armen Fremden.

Zum Glück trat Defer jetzt ein und mit diesem der junge Dietrich, dem er nun sogleich die Sorge für die Unterhaltung Winkelmanns zuwies, während er selbst seine Bekannten zu begrüßen eilte, von ferneren Vorstellungen einstweilen abstehend.

Indessen wurden die Flügelthüren weit aufgerissen und ein wunderschönes Paar erschien, dem alle Anwesenden huldigend entgegen eilten.

„Das ist die göttliche Faustina,“ flüsterte Dietrich seinem Nachbarn zu, der die imposante Gestalt, die wie eine Königin auftrat, mit staunendem Auge verfolgte.

Häffe gehörte zu den wenigen Deutschen, welche

unter den Künstlern am Hofe August III. Aufnahme gefunden hatten, und mit Recht war Sachsen stolz, in ihm einen der berühmtesten Komponisten des achtzehnten Jahrhunderts zu besitzen, welcher die Kapelle zu Dresden weltbekannt machte.

Er war, wie Hagedorn, Hamburger von Geburt, und die freie Reichsstadt bot so wenig damals, wie jetzt, den schönen Künsten und Wissenschaften eine Zufluchtsstätte. Die Vaterstadt hatte den berühmten Sohn daher ohne Versuch ihn festzuhalten, der Fremde übergeben, und nach mannigfachen, stets günstigen Schicksalen, die den begabten jungen Mann von Stufe zu Stufe die Leiter seines Ruhmes erklimmen ließen, war er im Jahre 1727 nach Venedig gekommen, und hier der Gatte der wunderschönen Faustina, der berühmtesten Sängerin der Welt geworden, und mit dieser dann gemeinsam von August III. mit dem enormen Gehalte von 12,000 Thalern an seinen Hof gezogen.

Das herrliche Paar, getragen von seinen Erfolgen, aller Ehre, alles Glanzes, aller Auszeichnung gewohnt, trat jetzt bei dem fremden Künstler ein, mit dem Bewußtsein, die Sonne dieses Abends zu sein.

Jede Unterhaltung hörte mit ihrem Eintritte auf,

jeder Blick war ihnen zugewandt, jedes Ohr lauschte ihren Worten.

Sie standen Beide in den mittleren Jahren ihres Lebens; doch war es, als ob die Zeit es nicht gewagt habe mit frevelnder Hand ihr Aeußeres zu berühren; oder auch hatte die Fortuna alle Spuren der Jahre an ihnen vertilgt, so prächtig waren sie anzuschauen. Faustina, ganz schwarz gekleidet, trug einen prachtvollen Brillantschmuck in ihrem Rabenhaar, und aus dem Nieder ihres mit kostbaren Points d'Alençon besetzten Gewandes. Ihre hohe, schlanke, biegsame Gestalt hatte durch eine gewisse Fülle wenig an Reiz verloren, und das große schwarze Auge leuchtete noch von jenem überirdischen Glanze, womit der wahre Genius in das Leben herabschaut.

Sasse, wie bedeutend, auch sonst, konnte neben ihr durch sein Aeußeres kein Auge fesseln.

Natürlich war mit ihrem Eintritte auch nur von Musik die Rede, und die allgemeine Bitte erging, sie singen zu hören.

Mit der Willfährigkeit einer großen Künstlerin, welcher kleine Ausflüchte fremd sind, die nur sagt: „Ich will Euch diese Gunst gewähren;“ oder auch, sie wolle sie nicht gewähren, trat Faustina an das kleine Piano,

Hasse setzte sich ihr zu begleiten, um seine schöne Tenorstimme in einem Duett mit ihrem wundervollen Sopranhimmeln schwellen zu lassen.

Lautlose Stille herrschte.

Selbst das Athmen hätten die Anwesenden sich vor ihnen versagen mögen.

Und nun der stürmische Beifall nach jeder Pause!

Winkemann stand in der Ferne und sah verwunderungsvoll dem zu. Er wagte nicht sich zu nahen. Sich dieser Göttin vorstellen zu lassen, fiel ihm nicht ein. Ihre Kunst war ihm eine fremde, so wie ihr ganzes Wesen ihm fremd war.

Er befand sich jetzt ganz allein. Dietrich hatte sich mit der indessen angekommenen Concordia Mengs in ein Gespräch eingelassen und er fühlte, dies nicht stören zu dürfen.

Ein buntes Durcheinander von Stimmen wurde nach Beendigung des Gesanges laut; da aber die meisten Anwesenden fremde Sprachen redeten, so drangen ihm unbekannte Töne an sein Ohr, und es wurde ihm ganz unheimlich dabei zu Muth. Hier war sein Platz nicht, das erkannte er deutlich; hier konnte er keine Geltung finden, und Niemand durch seine Unterhaltung fesseln, es fehlte ihm dazu die Sprache, der Ton, der Takt und die Gewohnheit dieser Sitten.

Er seufzte über die vielen Mängel einer Erziehung, welche die Armuth verkümmert hatte.

Dejer stand jetzt in einer Fensterbrüstung, und sprach eifrig mit Bianconi. Als er der verlassenen Lage des fremden Gelehrten ansichtig ward, machte er sich von diesem los und kehrte zu dem ihm empfohlenen Schützlinge zurück.

„Wenn Sie bis morgen Mittag in der Stadt bleiben können, werde ich Sie nach Nöthenitz begleiten,“ sagte dieser. „Ich muß den Grafen nothwendig sprechen und hätte dann auf dem Wege den Vortheil mich mit Ihnen über die Kunst der Alten zu unterhalten, wo ich von einem so tüchtigen Griechen manche mir höchst wichtige Aufschlüsse gewinnen könnte.“

„Es wäre mir gar sehr angenehm, mit Ihnen ein eingehendes Gespräch über den Gegenstand zu führen!“ rief Winkelmann mit lebhafter Freude aus. „Ich sehne mich wahrhaft nach solchem Austausch! Sie können darauf rechnen, daß ich die wenigen Stunden mit Vergnügen auf Sie warten werde.“

„Bene!“ sagte Dejer mit freundlichem Nicken. „So holen Sie mich um 12 Uhr in meiner Wohnung ab. Ich logire Frauengasse Nr. 4 in der vierten Etage, im Nietischelschen Hause und für die Zukunft, wenn Sie

kein besseres Absteigequartier in Dresden haben, so nehmen Sie eine Kammer bei mir an, die Ihnen mit dem freundlichsten Willkommen zur Disposition gestellt ist."

Winkelman drückte ihm bewegt die Hand.

Er erkannte aus diesem einfachen Anerbieten das goldene Herz des jungen Mannes, und empfand von Stunde an ein unbedingtes Zutrauen und eine innige Freundschaft für ihn.

"Gottlob!" seufzte er in sich hinein. "Der Himmel hat gesorgt, ich bin nicht mehr verlassen auf diesem Boden!"

Leise schlich er nun aus dem Gemache und kehrte in sein bescheidenes Nachtquartier im „Goldenen Ring“ zurück.

Bunte Träume verdrängten bald die eigenen peinlichen Gedanken und das schmerzliche Gefühl des ungleichen Kampfes mit seinen Ansprüchen an das Leben und deren möglicher Verwirklichung, die durch sein eigenes Wesen gehemmt ward.

Kenntnisse erwerben konnte er durch seinen Fleiß; allein seine Sitten erlangt man nur durch glückliche Umstände, und deren Gunst hatte er bisher nie erfahren. Es lastete daher beständig ein gewisser Druck

auf ihm und all sein Hoffen wurde von seinem Fürchten überwogen.

Als er am folgenden Tage bei Dejer vorsprechen wollte, kam dieser ihm schon auf der Treppe entgegen, ihn lustig anlachend.

Heiter ergriff er den Arm Winkelmann's, strich die dunkeln Locken aus der Stirne, so daß sein Künstlerbarett ein wenig genial auf die eine Seite geschoben wurde, und schritt nun, heiter plaudernd, durch den Plauenischen Schlag auf die große Landstraße mit ihm hinaus, die heute die Remnitzer Straße heißt.

Der Tag war schön, die Sonne leuchtete hell, die Felder lachten unter ihrem Scheine. Die Fläche bis an die Höhen von Räckniß und Zichertniß lagen wie grüne Teppiche da, zu ihrer Rechten rieselte die Weiseriß fort, und bald gelangten sie in ein Thal, von hohen waldbewachsenen Felsen dicht umschlossen, wo eine kalte Grabesluft sie anwehte. Ein Landhaus erhob sich zur Seite links, halb unter dem grünen Laube versteckt. Von diesem aufwärts führte ein schmaler Fußpfad den Höhen zu; unsere Wanderer aber blieben in der Tiefe am Ufer des rauschenden Waldbaches.

„Wildromantisch ist diese Gegend, nicht wahr, mein lieber Winkelmann,“ sagte Dejer, den Arm seines neuen

Freundes fester an sich ziehend. „Mir wird hier stets so wonnig schauerlich zu Sinn, ich sehe Gespenster, Nixen, Kobolde und ein ganzes Heer von Ungeheuern, wenn ich allein durch diese wilde Einsamkeit meinen Weg suche, der übrigens, um nach Nöthenitz zu gelangen, nicht der allernächste, wohl aber der schönste ist. In meiner Gesellschaft glaubte ich würden Sie über den kleinen Umweg nicht grollen.“

„Auch über den größten nicht,“ sagte Winkelmann herzlich, „denn ich möchte Sie über so vieles befragen, und weiß nun nicht womit ich anfangen soll.“

„Zum Glück ist dies erst der Anfang unserer Bekanntschaft, und es bleibt Ihnen Zeit, mit Muße darüber nachzuspinnen, was Sie mit mir besprechen möchten. Aber nicht wahr, jene Buche dort ist köstlich?“ rief er, sich unterbrechend. „Sehen Sie den herrlichen Stamm, wie königlich er den Wolken zustrebt, dabei der graue Felsen als Deckung für den Hintergrund, und oben hin das leichte Gewölke über dem tiefblauen Himmel! Welcher Reiz, welche Poesie liegt in dieser Zusammenstellung! Nicht wahr, das ist schön!“

„Ja, es ist schön,“ wiederholte Winkelmann langsam und sinnend; „aber ich hätte es nicht gesehen, d. h. ich meine, ich hätte die Schönheit darin nicht

gesehen, ohne daß Sie mich aufmerksam gemacht. Es ist der Vortheil eines praktischen Künstlers, daß er alles Kleine in der Natur zu benutzen weiß, während der Theoretiker nur Regeln für das Ganze sucht.

Ich glaube, es wäre besser für mich gewesen, wenn auch ich mich der Malerei gewidmet hätte, ja, ich möchte noch heute beginnen, eine technische Fertigkeit in einer Kunst zu gewinnen, wenn es noch Zeit dazu wäre. Was meinen Sie, rathen Sie mir, mich bei Ihnen in die Lehre zu geben?"

„Nein,“ erwiderte Deser bestimmt, und seine heitere Miene nahm einen ernsten Ausdruck an. „Wer mit der Hand arbeiten will, der beginne als Knabe, und Sie haben bereits das Mannesalter erreicht. Nun gilt es vorwärts gehen, und das Gewonnene benutzen; aber nicht neue Bahnen betreten.“

„Das war auch meine Besorgniß;“ erwiderte Winkelmann kleinlaut. „Es ist zu spät damit. Doch hätte ich vielleicht auf dem Wege schneller und sicherer mein Glück gemacht, als es nun jemals der Fall sein wird. Ich bin zum Unglück geboren. Kein guter Stern hat über meiner Wiege gestanden, nichts gelingt mir, ich habe kein Glück.“

„Pst!“ sagte der junge Deser gutherzig und legte

seine Hand auf Winkelmanns Mund, „beleidigen Sie die Schicksalsgöttin nicht! Sie ist ja eine Frau! Man muß ihr schmeicheln, aber nicht mit ihr grollen.“

„Sie hat aber nie etwas für mich gethan,“ sagte Winkelmann mitlachend.

„Warten Sie es erst ab. Mir scheint es, sie sei jetzt auf gutem Wege Ihnen wohlzuvollen, seit sie Sie hierher zu uns geführt, und mir den Vortheil Ihrer Bekanntschaft verschafft hat.“

„Sie sind liebenswürdig!“ sagte Winkelmann gerührt und sah den jungen Mann zärtlich an.

Indem rollte eine Equipage des Weges und beide Männer traten auf die Seite, um sie vorbeipassiren zu lassen.

Die Glasfenster der Kutsche waren herunter gelassen, eine schöne junge Dame saß vorgebeugt und sog den warmen Sonnenschein ein. Als sie der beiden Männer ansichtig wurde, öffneten sich ihre Augen weit und ihre erste Regung war, ihnen nachzuschauen; plötzlich aber zog sie, hoch erglühend, den Kopf zurück und lehnte sich in die Ecke des Wagens.

Dieser sah seinen Gefährten verwundert an. Wie vom Blitz getroffen stand dieser neben ihm, sein Auge starr auf den davonrollenden Wagen gerichtet.

„Sie kennen die Dame?“ fragte der Maler, und brachte ihn durch diese Worte zu sich selbst.

„Es ist nicht möglich!“ sagte Winkelmann kopfschüttelnd seine eigene Frage beantwortend. „Sie kann es nicht sein! Ich muß mich irren!“

„Wenn sie es aber doch wäre?“ gab der junge Maler lachend zurück. „Lieber, einziger Freund, welches Modell gäbe das für mich ab! Dies reiche goldblonde Haar, dieser Teint wie Lilien und Rosen, diese schöne regelmäßige ovale Gesichtsbildung! Alle Göttinnen des Himmels könnte ich mit dem Kopfe darstellen, eine Aurora, eine Flora, eine Hebe, ja, wenn Sie wollen, eine Juno, selbst eine Minerva mache ich mit dem Kopfe.“

„Es trifft freilich Alles zu,“ sagte Winkelmann immer noch nachdenklich; „allein es kann nicht sein.“

„Wenn Alles zutrifft, so ist der Zweifel Sünde,“ bemerkte Deser lachend; „doch was trifft denn eigentlich zu?“

„Was Sie an ihr gesehen, das goldblonde Haar und all' die andern Reize. Ach! Noch sehe ich Sie vor mir, wenn sie an ihrem Mädchen saß, mit den feinen Fingern den Flachs drehte, und dann und wann

das schöne Auge zu mir aufschlug. Nie habe ich ein schöneres Frauenbild gesehen."

"Ein Bild? Sie sprechen also nicht von einer, die da lebte? Ich glaubte schon auf der Spur einer Ihrer zarten Herzensgeheimnisse zu sein."

"Da sei Gott vor!" fuhr Winkelmann auf. "Ich habe in meinem ganzen Leben fast nicht drei Worte mit ihr geredet."

"Sie kennen sie also doch?" fragte der Maler kopfschüttelnd.

"Wenn sie es ist, dann kenne ich sie allerdings, doch wie läßt sich das aufklären? Denken wir also nicht weiter daran, denn es ruft mir eine trübe Zeit meines Lebens zurück.

"Seltsam," nahm Dezer nachdenklich das Wort, und ergriff aufs Neue den Arm seines Freundes, um den Weg fortzusetzen. "Was sich in dem Schatten dieser Waldungen nicht Alles verbirgt. Mit August dem Starken sind die galanten Abenteuer hier Mode geworden, und die Kinder seiner Liebe setzen dieses Spiel fort. Keiner aber toller als der Chevalier de Saxe.*)

*) Sohn der Gräfin Aurora von Königsmark und Großvater der französischen Schriftstellerin George Sand, die durch ihn dem Sächsischen Königshause verwandt ist.

Er ist eine prächtige Heldenfigur für einen Maler; aber ein arger Mädchenräuber. Haben Sie ihn nicht zufällig gesehen? Seit dem Frieden von Aachen ist er wieder bei uns eingekehrt, und hat sich vom alten Mengs in Pastell malen lassen."

"Ich glaube, ich erinnere mich des Bildes. Er trägt die französische Uniform, nicht so?"

"Ganz richtig. Er ist auch ein halber Franzose, und hält sich hier nur als Gast auf. Er hat die französischen Truppen im letzten Kriege gegen Deutschland geführt. — Uebrigem lassen die Pariser Sitten ihm dort einen weiteren Spielraum. Seit seine Nichte dem Dauphin von Frankreich vermählt ist, hat sich seine Stellung gebessert, er wird nun mit mehr Rücksicht vom Hofe zu Versailles behandelt; man läßt ihn mit an der Tafel speisen. Wollte der Himmel nur, er wäre ganz dort geblieben! Kommt er hierher, so plagt ihn die lange Weile, und er richtet nur Unfug an. Sinec wegen auch begeben sich heute nach Röthenitz. Würden Sie das geglaubt haben? Und doch verhält es sich so. Es geht das Gerücht von einer ganz fatalen Geschichte, mit der man ihn in Zusammenhang bringt. Denken Sie nur, ein junges Mädchen ist verloren gegangen," fuhr Deser leiser fort, und sprach halb in das

Ihr seines Gefährten, als fürchte er hier auf offener Straße die Lauscher; es ist die Nichte des Amanuensis der Bibliothek des Grafen Büнау. Die Mutter des Mädchens hat sich der jungen Kurprinzessin zu Füßen geworfen, diese mit ihrem Leibarzt Bianconi Rath gepflogen, der zog mich gestern Abend bei Sylvestre in sein Vertrauen, und schließlich wissen wir Alle nicht, was bei der Sache zu thun ist, Keiner wagt öffentlich aufzutreten und eine Anklage zu erheben, für die man keine Beweise beibringen kann; Jeder möchte helfen, doch für seine Person gedeckt sein. — Da nun Graf Büнау der angesehenste und mächtigste Mann im Lande ist, — Graf Brühl ausgenommen, — so bin ich an diesen abgesandt, ihm vorzuschlagen, ob er die Kohlen aus dem Feuer holen wolle. Die Kurprinzessin läßt ihn darum bitten, denn sie möchte gern helfen, ist jung und lebhaft, ist, wo sie sich interessirt, Feuer und Flamme, und doch, als Fremde an diesem Hofe, ohne allen Einfluß. Sie möchte Alles, und kann schließlich gar Nichts, als — die Sachen wo möglich schlimmer machen. Doch, — das ist ihre Sache. Ich richte meinen Auftrag aus; dann bin ich fertig."

"Aber ein Mädchen zu verlieren ist doch keine Kleinigkeit!" rief Winkelmann aus. "Den trostlosen

Angehörigen muß doch auf jeden Fall ihr Recht werden.“

„Wenn nun der Tod sie geraubt hätte?“ sagte Defer achselzuckend.

„Ja, der Tod. Dann segnet man Gottes Hand; aber so! Ich habe es erlebt, wie ein solcher Kummer in das Herz der Eltern einschneidet, und werde nie vergessen, was ich selbst dabei empfand! Aber freilich! Es ist schwer, ein verlorenes Mädchen wieder zu finden, das weiß ich gleichfalls.“

Defer lachte laut über die letzte Bemerkung.

„Ja, ja, die verlorenen Mädchen, wenn sie einmal verloren sind, bleiben am Besten auch verloren,“ sagte er dann heiter; „denn — Drei wird doch nimmermehr eine grade Zahl. Das Schlimmste aber ist, wir Männer sollen sie schließlich wieder auffinden.“

Sie hatten jetzt das Dorf erreicht und bogen gleich darauf in den Schloßhof von Röthenitz ein. Winkelmann betrachtete jetzt neugierig seine neue Umgebung.

Das Wohnhaus war niedrig und wenn auch räumlich, doch nicht schön zu nennen. Wirthschaftsgebäude schlossen sich daran, es war mehr an die Dekonomie gedacht, als an die Schönheit.

Die Equipage des Grafen hielt vor der Thüre.

Er selbst war noch in seinem Arbeitszimmer, wie der Diener berichtete; wollte aber sogleich in die Stadt fahren.

„So hätte ich ihn im Nu verfehlt!“ rief Defer, und eilte, sich sogleich melden zu lassen.

Winkelmanu blieb einstweilen im Vorzimmer.

Nach wenigen Minuten kehrte Defer mit dem Grafen zurück und stellte diesem seinen neuen Bibliothekar vor. Der Graf bot ihm freundlich die Hand und hieß ihn herzlich willkommen. — „Ich muß Sie für den Augenblick sich selbst überlassen,“ setzte er hinzu, „kehre aber diesen Abend zurück, und werde Sie dann in die Bibliothek und die Ihrer dort wartenden Geschäfte einführen. Unterdessen lassen Sie sich Ihr Zimmer anweisen und mit Speise und Trank versorgen. — Gott befohlen!“

Er winkte ihm einen Gruß zu und verschwand. Defer nahm Winkelmanu's Kopf zwischen seine beiden Hände, küßte ihn, und sagte: „Wir sehen uns nächstens wieder! Bleiben Sie mir gut bis dahin!“

Dann stürzte er dem Grafen nach, und gleich darauf rollte der Wagen zum Thore hinaus.

Winkelmanu überschlich ein Gefühl der Trauer, als er sich nun in dem fremden Hause allein sah, und eine

Ahnung sagte ihm, hier würden seine Hoffnungen auf Glück ungestillt bleiben. Er stützte sein Haupt in die Hand, und überließ sich schwermüthigen Grübeleien. —

Ein leichtes Scharren auf dem Fußboden weckte ihn. Er sah auf und erblickte einen kleinen hagern Mann, mit schiefen Augen, der ihn aufmerksam betrachtete. —

„Ich komme, in Ihnen meinen neuen Kollegen zu begrüßen,“ sagte er mit lauerndem Ausdruck; „ich bin der Bibliothekar Franke.“

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen,“ erwiderte Winkelmann, ihm die Hand reichend. „Ich hoffe, wir werden Freunde sein.“

„Wenn Sie nicht auf mich herabsehen wollen, gewiß.“ gab Sener bitter zurück.

Winkelmann wußte nun, daß er es mit einem neidischen Menschen zu thun hatte.

Viertes Kapitel.

Der Bote des Schicksals.

Maria Theresia und Friedrich der Große hatten Frieden geschlossen; doch ohne in den Völkern Europas ein Gefühl der Sicherheit seines Bestehens zu erwecken. Wie eine Ahnung lag es auf den Gemüthern, daß nur eine augenblickliche Windstille eingetreten sei, und der große Kampf, den diese beiden hervorragenden Persönlichkeiten des Jahrhunderts mit einander auszukämpfen hatten, noch erst beginnen solle.

Die Kaiserin-Königin konnte das verlorene Schlessien nicht verschmerzen, und fühlte ihren Verlust um so herber, seit sie erfuhr, der König von Preußen habe durch eine zweckmäßige Behandlung die Einkünfte dieses schönen Landes zu verdoppeln gewußt. Friedrich ahnte, daß sie ihm dies nie verzeihen würde.

Auch zwischen den übrigen Mächten Europa's herrschte eine unruhige Bewegung; Keiner fühlte sich sicher in seinem Besitze, man hörte fortwährend von neuen Traktaten, Jeder war bemüht, die Zahl seiner Freunde und seiner Allirten zu vermehren.

Preußen hatte Schweden und Frankreich zu Bundesgenossen; Oestreich dagegen hatte mit England und Sachsen sich verbunden. Das kleine Fürstenthum war kein mächtiger Allirter in Zeiten des Friedens; aber es deckte, wenn ein Krieg ausbrach, die eine Seite.

Sachsen hatte keinen Vortheil bei diesem Anschluß. Es wurde das Opfer der Privatinteressen seines Staatsministers, der dem Könige von Preußen für die Nichtachtung, mit der er ihn bei seinem Aufenthalte in Dresden behandelt, Rache geschworen hatte. Wie Cato einst rief: Carthago muß zerstört werden; so hieß des Grafen Brühl letztes Wort in jeder Minister Sitzung: die Demüthigung Preußens.

Graf Büнау war in dem Punkte ganz anderer Ansicht gewesen, ihn interessirte der strebsame, den Wissenschaften zugethane junge Fürst; er meinte, daß man diesem Vorschub leisten müsse, damit der Norden Deutschlands gemeinsam in ein neues Stadium seiner socialen Entwicklung trete.

Sein Widersacher folgte ihm in solchen Anschauungen nicht.

Die Geschichte war ihm kein Lehrbuch gewesen, er hatte auf ihren Seiten nur die Pagina gemerkt, wo die Intrigue eine glänzende Rolle spielte, und mischte nach diesen Regeln jetzt seine Karten.

Gewitterschwüle lag auf der Welt; es war die Stille vor dem Sturme. Man benutzte sie zu Lustbarkeiten, und versuchte es, die Sorge hinwegzulachen; doch jagte man sie zu einer Thüre hinaus, so kehrte sie durch die andere zurück.

Rabener saß auf dem Steueramte, und verrechnete 27 Millionen Steuerschulden, welche die Stände zu übernehmen sich bereit erklärt hatten, weil sie es nicht ändern konnten. August III. von Gottes Gnaden ließ sich kein Nein gefallen, wenn seine Kasse leer war.

„De l'argent! De l'argent pour le roi de Pologne!“ trommelte man durch die Straßen und das geduldige Volk bezahlte es einem Fürsten, der, als König eines fremden Landes, an ihre leere Börse sich wandte.

Die Literatur machte einen Fortschritt durch Gründung des Dresdner Anzeigers,*) der noch heute das

*) Klemm, Chronik von Dresden.

wichtigste Blatt in Sachsen ist, — was die Zahl der Abonnenten und die Einkünfte betrifft, die sich für den Besizer auf 15,000 Thaler jährlich belaufen sollen.

Man gab Konzerte bei Hofe, studirte neue Opern von Hesse ein, das Kartenspiel wurde Mode, man entdeckte zu allgemeinem Schrecken eine Verfinsterung der Sonne, und zog daraus Schlüsse. Der König führte eine Anzahl schöner, mit sächsischem Gelde erstandener Bilder nach Warschau aus, und ließ sich für seine Sünden von einem Priester der römisch-katholischen Kirche die Absolution ertheilen, während sein Volk nach lutherischem Katechismus selig zu werden hoffte, und unser Rabener sah allen diesen Vorgängen von seiner Steuerstube aus zu und schrieb, um sein Amt nicht zu verlieren, Satyren in sich hinein, die seinen Lebensfaden kürzten.

Er war unserm Winkelmann seit jenem ersten Tage ihres Begegnens nicht wieder aufgestoßen, und wunderte sich, warum dieser ihn nicht aufsuche. Er ahnte nicht, wie sehr dem jungen Gelehrten in seiner Einsamkeit der Muth zu solchem Verkehr gebrach.

Graf Büнау war, nach kurzem Verweilen, nach Eisenach abgereist.

Der Winter hatte indessen seinen eisigen Mantel

über die Erde gebreitet, und Winkelmann saß in der Bibliothek, für seinen Gebieter Concepte machend.

Kein rother Faden der Freude, des Glückes, der Hoffnung zog sich zwischen den eng geschriebenen Zeilen hin. „Bin ich nur dazu gut, um die helfende Hand eines Anderen zu sein, um mit meinem Kopfe einen fremden Ruhm zu fördern, wie die Biene, welche den Honig zu einem Stocke zusammenträgt, von dem sie im Winter ihres Lebens nicht zehren wird?“

So fragte er sich, während jeder Tag ihm länger erschien und jede Nacht an Kürze für ihn zunahm.

Plato in Ein Leben ohne Vorwärts ist moralischer Tod.
iracl. „Wohin führt mich mein Streben?“ ist die Frage, welche allein mit der unternommenen Arbeit ausjöhnen kann.

Winkelmann hatte auf die Gunst eines großen Mannes gerechnet, und dieser große Mann, so vortrefflich er war, dachte nicht daran, den für ihn so brauchbaren Arbeiter, gegen sein Interesse, von sich zu entfernen. — Er hatte ihm die erbetene Gunst gewährt; ihm nun noch angedeihen zu lassen, warum er ihn nicht gebeten, fiel ihm im Traume nicht ein; und doch war es grade das letztere, was Sener von ihm gehofft.

So herbe auch seine Täuschung war, wußte er doch

nicht, mit wem er hadern sollte, ob mit dem Gesichte, ob mit den Wünschen seines Herzens, oder mit dem Menschenleben überhaupt.

Seine innere Unzufriedenheit trug sich auf seine Lust an der Arbeit über, die Bücher wurden ihm zu traurigen Gefährten, seine trübe Stimmung hing allen Dingen einen grauen Mantel um und bleicher und bleicher, mit hohlen Wangen und eingefallenen Augen, schaute er mit tiefen Seufzern zu den Wolken empor.

Sein Gefährte saß ihm gegenüber und schrieb unverdrossen sein Pensum, ohne ein solches Ach! auf der Lippe. Er schob die Brille über die Augen empor, und maß verwundert den krank aussehenden Gelehrten. So mißgünstig er diesen anfangs betrachtet hatte, so verminderte sich dies Gefühl, seit er entdeckte, wie wenig jenem daran liege in Nöthigkeit eine feste Anstellung zu finden, oder ihn von seinem Posten zu verdrängen. Jetzt war er geneigt, ihm selbst seine Theilnahme und, wäre es möglich, seine Mithülfe angedeihen zu lassen, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

„Sie sollten mehr schlafen,“ sagte er. „Sie machen sich krank durch das Studiren bis in die Nacht hinein. Und wozu führt es? Sie wissen wahrlich schon mehr als genug.“

„Wozu führt es?“ wiederholte Winkelmann, wie an sich selbst diese Frage richtend und legte die feine, krankhaft weiße Hand an die Stirne. „Ja, es führt zu nichts, wie Sie ganz richtig bemerken, mein lieber Herr Franke; denn: „Schaut' ich selber das Land, wo mir sich Rettung verkündet,“ so müßte ich sagen „zu spät!“ Ich bin ein verlorener Mann!“

„Nun, ich will das gerade nicht gesagt haben,“ fiel dieser begütigend ein, „Sie gewinnen allerdings an Kenntnissen; allein wenn diese, wie ein todt's Pfund, in Ihnen liegen, nicht wuchern, keine Zinsen tragen, was nützt dann das Opfer dieser schlaflosen Nächte?“

„Es nützt mir freilich nicht, mich in meiner Laufbahn zu fördern und dennoch — muß ich es bringen, „erwarten mit duldbender Seele mein Schicksal,“ sagte Winkelmann resignirt. „Müd' ist mein Geist im Leben zu sein und das Licht der Sonne zu schauen.“ Homer. „Wissen Sie wohl, Herr Franke, daß ich an ein Fatum, an eine Macht glaube, die uns gegen unsern Willen treibt, die uns blind unsere Wege führt, sei es zu unserm Heile, sei es zu unserm Verderben und — daß ich dieser Macht verfallen bin!“

Die letzten, fast heimlich gesprochenen Worte, jagten

ein Riefeln durch die Gebeine seines Gegenübers. Er glaubte, der arme Winkelmann rede irre."

"Da sei Gott vor!" rief er abwehrend. „Wozu beten wir, als damit wir nicht in Anfechtung fallen mögen? Wozu sind wir Christen, und werden bei unserer Geburt durch die Taufe der Macht des Teufels entzogen, als um mit Gottes Hülfe durch das Leben zu gehen, und durch die Gnade seines Sohnes der ewigen Seligkeit zu genießen? Haben etwa Ihre Taufzeugen an Ihnen nicht ihre Pflicht gethan und die Macht des Bösen abgeschworen?"

„Wenn auch; so bin ich doch mit der Kaiserin Königin unter einem Stern geboren."

„Nun, ist das etwa nicht gut?"

„Für sie, ja, allein nicht für mich; ihr leuchtete er Glück und langes Leben; allen Uebrigen, die er gleichzeitig beschien, droht Untergang."

„Das ist Chaldäische Weisheit, nehmen Sie es nicht übel Herr Winkelmann, und eines Christen unwürdig;" rief Franke entsetzt. „Haben Sie etwa in Ihrer nächtlichen Weile auch die Kabbala studirt? Sie sehen wie viel nützlicher Ihnen der Schlaf gewesen wäre, als dieses Wissen, das Sie nicht weiser, nicht besser und auch nicht glücklicher macht."

„Mein lieber Herr Franke! Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir Menschen uns träumen lassen,“ sagte Winkelmann gedankenvoll. „Denn: „Leicht ja wird's den Göttern, die hoch den Himmel bewohnen, einen sterblichen Mann zu verherrlichen und zu verdunkeln.“*)

„Aber auch mehr als ein vernünftiger Mensch zu wissen verlangen sollte giebt es,“ fiel dieser peremptorisch ein, und, weiß Gott! Herr Winkelmann, wenn ich das nächste Mal wieder beim ersten Hahnschrei Ihre Lampe brennen sehe, so komme ich, und blase sie Ihnen vor der Nase aus.“

Winkelmann reichte ihm gerührt die Hand.

„Das spricht der Antheil aus Ihnen, meinen Dank dafür!“ sagte er warm. „Es thut so wohl, die Sprache des Herzens mitunter zu vernehmen! Wenn der Kopf so müde ist, daß die Gedanken still stehen, dann erwacht doppelt das Bedürfniß an einer Freundesbrust zu ruhen.“

„Warum gehen Sie nicht öfter in die Stadt? Der Sonntag steht Ihnen ja zu Gebote?“

„Wie einem Dienenden, dem man, um des Gottesdienstes willen, am Tage des Herrn sein Pensum er-

*) Sechzehnter Gesang der Odyssee, 205.

läßt;" sagte Winkelmann bitter. „Aber, Sie haben Recht. Ich sollte diese Zeit dazu benutzen. Nur daß mich bei dem kalten Wetter und den schlechten Wegen der weite Spaziergang angreift. Dafür wäre jedoch das Zusammensein mit Deſer Entſchädigung genug, nun aber kommt noch hinzu, daß ich, wie ein Schulknabe, den Sonntag für mich genießen möchte. In der Woche gehört meine ganze Zeit dem Grafen Bünau, dafür nährt er mich und giebt mir Gehalt, ich darf dann nur die Stunden der Nacht den eigenen Studien widmen; am Sonntag aber erwache ich mit der Wolluſt, mit meinen Gedanken mir ſelbſt zu gehören und nur die Geiſtes- thätigkeit vornehmen zu dürfen, die meinen eigenen Studien entſpricht. Das, ſehen Sie, iſt das große Geheimniß meines zu Hauſebleibens gerade an dieſem Tage. Dann leſe ich mit Wolluſt meinen Morgenſegen in meinem Homer." *)

„Ich dächte Sie müßten den auswendig wiſſen," ſagte Franke lächelnd. „Ich möchte nur begreifen können, was Ihnen an dem Buche ſo ſehr gefällt. Es iſt doch immer nur ein Gedicht."

„Aber einſ voll himmliſcher Schönheit, das mir

*) Winkelmann's Betrachtungen über die Kunſt der Alten.
Bölte, Winkelmann. II.

immer neue Seiten zeigt, man lernt sich alt und wieder jung daran, die Worte darin sind Musik, und die Gedanken so reich, wie die Sterne des Himmels."

"Allein die Erzählung!" fiel Franke ein. "Es ist doch manches gar zu unwahrscheinlich und fabelhaft, und unserm jetzigen Leben so fern liegend, daß man sich kaum damit befreunden kann. Und die Sprache! Statt zu sagen: die Sonne gehe auf, heißt es immer: Gos berühre mit ihren Rosenfingern den Himmel u. s. w."

Winkelman lächelte.

"Freilich!" erwiderte er dann rücksichtsvoll, "ein Mann, wie Sie, der nicht gern seine Zeit verliert, wird weniger Gefallen daran finden, wie Jemand, dem das Spiel der Gedanken ein Naturbedürfnis ist. Sie suchen stets das Nützliche, eine Liste von Thatsachen ist Ihnen lieber als die Beschreibung eines Göttermahles, und, gestehen Sie es nur, ein gut geschriebener Katalog ist Ihnen die angenehmste Lectüre."

"Ich will es nicht leugnen," erwiderte Franke schmunzelnd, "ich hege eine große Vorliebe für solche Repositorien des Wissens, die mir einen Ueberblick über das ganze Gebiet gestatten; und aus eben dem Grunde arbeite ich auch gern an diesem Werke für den Herrn Grafen, das seine Büchersammlung in das rechte Licht

sehen wird. Der Minister von Brühl ist eifersüchtig auf unsern Ruhm geworden, weil er in allen Dingen der Erste in diesem Lande sein will; er hat daher Personen anstellen lassen, um auch von seinen paar Hundert Büchern einen Catalogus zu entwerfen; allein das wird ein erbärmliches Werk werden, welches sich dem unsrigen in keiner Art an die Seite stellen kann."

"Sie sind stolz auf diese Bibliothek, der Sie mit so viel Fleiß als Einsicht vorstehen, und es ist immer ein beneidenswerthes Gefühl, an seiner Thätigkeit Freude zu haben," sagte Winkelmann milde. „Möge es Ihnen immer so gut gehen, diese Befriedigung zu genießen."

Er stand auf. Franke folgte ihm gerührt mit den Augen nach. „Sie sind wirklich ein guter Mensch," sagte er, ihm die Hand entgegen streckend. „Ich habe Sie anfangs verkannt, aber es soll nie mehr geschehen."

Winkelmann wußte, worauf er anspielte. Treuherzig schlug er in die ihm gebotene Rechte, und verließ dann das Zimmer, um sich aus Feld und Wald neuen Muth zu holen.

Die Kälte trieb ihn seine Schritte zu beeilen, der rasche Lauf brachte ihn auf andere Gedanken, und mit frischer Farbe und einem hungrigen Magen kehrte er nach einer Stunde in das Schloß zurück.

Der Postbote hatte indessen einen Brief für ihn gebracht. Er sah das schwarze Siegel an und wie eine scharfe Schneide fuhr der Anblick in sein Herz. Er ahnte schon den Inhalt. — Sein armer Vater war hinüber gegangen in jenes Land, von wo nur Geisterstimmen zu uns reden, er war mit seinem Namen auf den Lippen geschieden, sein letzter Gedanke war sein Sohn, sein letzter Wunsch ihn noch einmal mit seinen alten Augen zu sehen, ihn noch einmal an dies matter schlagende Herz zu drücken. Und nun stand es still, dies treue Herz und dessen einzige Hoffnung, den Sohn einst auf der Kanzel zu sehen, war nun unerfüllt geblieben. —

„Ist denn das ganze Menschenleben nur eitles Hoffen?“ sagte Winkelmann, schloß die Thüre seines Zimmers ab, setzte sich auf sein Bett, vergrub das Gesicht in beide Hände und schluchzte laut. Es that ihm wohl, sich einmal ausweinen zu können. —

Sein Vater hatte gehofft, wie er vergeblich hoffte, und vielleicht sollte es auch sein Loos sein, die unerfüllten Wünsche alle mit sich in die kühle Gruft hinab zu nehmen. Die Zukunftsträume des Knaben lagen dem Manne noch in so weiter Ferne, und die heiße Sehnsucht nach einer innern Befriedigung, der er keinen Namen zu

geben wußte, brannte in ihm so glühend, wie damals, als er von Stendal nach Halle wanderte.

Zwölf Jahre waren seitdem verflogen, und nun nach dem Verlaufe dieser langen Zeit, verbracht unter Entbehrungen, schweren Studien und Nachtwachen, saß er hier arm, einsam, krank und — hoffnungslos.

„Oh! wie recht hattest Du, meine Mutter, als Du mir das Handwerk mit seinem goldenen Boden priefest!“ seufzte er mitten in diese Betrachtungen hinein.

Es war das erste Mal, daß er seiner Mutter Groll gegen ihn so vor sich rechtfertigte.

Indem pochte Jemand an seine Thüre. Er wischte die Thränen aus seinen Augen und fragte nach dem Begehren.

Der Diener meldete, Seine Eminenz, der Päpstliche Nuntius Monsignor Archnito, wären so eben vor-
gefahren, und wünschten die gräfliche Bibliothek in Augenschein zu nehmen; Herr Franke lasse daher Herrn Winkelmann ersuchen, sich hinunter zu bemühen, da er sich mit diesem Herrn nicht zu verständigen vermöge. —

Alles Blut drang bei dieser Ankündigung zu Winkelmann's Herzen. Er faltete die Hände über die Brust zusammen, und sagte leise vor sich hin: Vater, ist das Dein Gebot!

Dann raffte er sich auf, ordnete schnell seinen Anzug und eilte hinunter, dem Priester der römisch-katholischen Kirche mit zitternder Ehrfurcht entgegen tretend, als begrüße er in ihm einen Boten seines Schicksals. —

Franke war schon beschäftigt, diesem sein Meisterwerk, den Catalog vorzulegen. Winkelmann verbeugte sich bescheiden und bot auf lateinisch seine Dienste an. Der Italiener wurde dadurch sogleich vortheilhaft auf ihn aufmerksam gemacht.

Unter der gebildeten Geistlichkeit Roms herrschte zu jener Zeit eine große Vorliebe für Archäologie und Antiquitäten, man sammelte Bücher, Gemmen und Reliquien aller Art, und wünschte dann in den classischen Autoren eine Erklärung der aufgehäuften Materialien zu finden. Die griechische Sprache, als der beste Schlüssel zu Allem, war nur wenigen bekannt, sie hatte Jahrhunderte lang geschlummert und war das Geheimniß Einzelner geblieben, welche den Schatz auf geliebte Schüler der Wissenschaft vererbt. Griechisch zu verstehen galt daher in Rom für einen ganz besonderen Vorzug.

Winkelmann verrieth dem Monsignor Archnito sogleich seine genaue Kenntniß dieser Sprache. Indem er ihm die langen Reihen von Schriftstellern des klassi-

ſchen Hellenenthums zeigte, ging er mit Wärme auf deren Vorzüge ein und pries ſein Glück, aus dieſem Born des Wiſſens mit kühner Hand bis auf den tiefften Grund ſchöpfen zu können.

Der weltfluge Römer maß mit forſchendem Blicke den Mann, welcher ſo viel ſelteneſ Wiſſen in ſich vereinigte und — verglich damit ſeine Kleidung, ſeine Stellung, ſeine Lebensweiſe.

„Und Sie leben in einem ſchmutzigen Dorfe,“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Sie ſollten nach Rom kommen, und die lebendigen Denkmäler jener großen Vergangenheit anſchauen; — dann erſt würden Sie zu dem ganzen Verſtändniß der antiken Welt gelangen und könnten gar ſchöne Dinge über dieſe Sachen ſchreiben, die noch ſo wenig bekannt ſind.“

Winkelman erglühte. Sein Auge blitzte. Dieſe Worte war ein Funke für ſeine erſtorbenen Hoffnungen, und hoch loderte die Flamme über den Aſchenkrügen ſeiner Wünſche empor.

„Sie ſprechen ein großes Wort aus, Monſignor,“ ſagte er, ſeine Bewegung mit Mühe unterdrückend. „Meine Seligkeit hängt lange ſchon an einer ſolchen Reiſe, und ich würde die Hand ſegnen, welche mir die Mittel dazu böte.“

Wieder ruhte das Auge des Priesters forschend auf seinem Gesichte.

„Freilich!“ sagte er dann, und ging weiter die Bücher zu mustern, „in Rom lebt man nur gut, wenn man unserer Kirche angehört. Wenn Sie in ihren Schoß zurückkehrten, so ließe sich leicht eine Anstellung bei uns für Sie ermitteln.“

„Sichern Sie mir diese, Monsignor, und ich bin der Ihrige“, rief Winkelmann, der sich wie ein Verzweifelter an diese letzte Hoffnung klammerte.

„Abgemacht! Sie können auf mich rechnen!“ versetzte der Nuntius und schritt gravitatisch dem Ausgange zu.

Winkelmann sah dem dahinrollenden Wagen noch lange nach. Es war ihm zu Muth, als ob es nur eine Erscheinung gewesen sei, so wenig konnte er sich diese plötzliche Wendung seines Geschicks vorstellen. Einem Ertrinkenden gleich, hatte er den Strohalm erfaßt und glaubte nun damit sogleich das Ufer gewonnen zu haben. Er sah in die scheidende Sonne, und fragte sie mit seinen Gedanken, wie oft sie ihm noch an diesem Orte aufgehen werde; denn er konnte den Tag seiner Abreise nun nicht schnell genug anbrechen sehen.

„Sie sind ja wie in die Erde gewachsen,“ sprach eine Stimme neben ihm und Franke tauchte aus dem Schatten des sinkenden Abends vor ihm auf. „Fühlen Sie denn die Kälte nicht?“

Er faßte Winkelmann's Hand und fand sie erstarrt.

„Ich muß wirklich über Sie wachen, als ob Sie ein Kind wären,“ sagte er kopfschüttelnd und zog ihn in das Haus. „Wenn Sie Ihren Körper nicht besser in Acht nehmen, so wird Ihr Gehäuse, wie Sie es nennen, Ihrer Psyche nicht lange mehr dienen, und das wäre doch schade um Sie.“

„Ja, mein guter Herr Franke, das wäre jetzt auch wirklich schade, seit mir ein Fünkchen Hoffnung dämmert, die ewige Stadt mit diesen meinen Augen zu sehen,“ rief Winkelmann, den Alten umarmend und dann in drei Sätzen die Stufen hinauffspringend.

„Er ist wohl betrunken!“ sagte dieser, ihm kopfschüttelnd nachblickend.

Und wie das Unglück immer zu Paaren in das Menschenleben treten soll, so suchte auch die Freude den armen Winkelmann diesen Abend noch in einer zweiten Gestalt heim; denn kaum hatte er sein Zimmer erreicht und die Lampe angezündet, so klopfte es wieder und — Wilhelm Lebkuchen hing an seinem Halse.

„Ich war in Leipzig,“ sagte er „und mußte den Umweg machen, Dich einmal wiederzusehen. Ich kam diesen Nachmittag mit der Post an, und lief dann stehenden Fußes zu Dir hinaus. Die Nacht mußt Du mich nun schon bei Dir behalten.“

„Mit tausend Freuden, und sollte ich Dir mein eigenes Bett einräumen. Jetzt will ich aber vor allen Dingen für ein Abendessen und eine Flasche Wein Sorge tragen.“

„Halt!“ rief Wilhelm Lebkuchen und hielt ihn am Arme zurück. „Es ist für Alles gesorgt.“ Damit zog er aus den weiten Taschen seines Mantels verschiedene Pakete, welche die Ingredienzien zu Punsch und kalter Küche enthielten, heraus. „Nur heißes Wasser brauchen wir,“ sagte er; „dann kann unser „Gaudeamus“ ertönen. Hast Du noch sonst Jemand hier, der an unserm Commers Theil nehmen möchte, so laß ihn kommen.“

Winkelman gedachte Franke's und ließ ihn herauf bitten. Dieser erschien, als die Freunde sich schon über ihre nächsten Interessen ausgesprochen hatten, und der Dritte nicht mehr stören konnte.

„Ich habe mein Korn gut verkauft,“ sagte Wilhelm im Laufe des Gespräches, „und mein Alter wird

zufrieden sein. Ich habe aber mehr noch gethan, ich habe mir auch eine Frau mit erhandelt.“ Er lachte fast verschmigt bei dieser Aeußerung.

„In der That!“ rief Winkelmann überrascht. „So laß uns anstoßen auf Dein Glück!“

„Nicht so rasch,“ sagte Wilhelm ablehnend. „Mein Alter muß erst seinen Consens geben. Es ist die Tochter unsers Malers, ein verdammt hübsches, frisches, gesundes Mädchen, daß sich zu drehen und zu wenden weiß, und außerdem ihre paar Thaler mitbringt. Da meine Erziehung viel gekostet hat, mußte ich darauf Rücksicht nehmen.“

„So wird er mit Deiner Wahl zufrieden sein,“ sagte Winkelmann, froh über des Freundes gute Aussichten.

„Ich glaube es auch,“ gab dieser zurück. „Es ist aber doch schicklich, die Sache nicht früher als abgemacht anzusehen, bis er sein Amen dazu gesprochen hat: darum wollen wir noch nicht darauf anstoßen. Ich muß Dir aber noch erzählen, daß ich kürzlich in Halle gewesen bin, und Deinen alten Wirth besucht habe. Er ist recht grau geworden, aber immer noch gleich wohlwollend für Dich gesinnt und fragte theilnehmend nach Deinem Ergehen.“

„Davon ließ sich nicht viel Rühmens machen,“ sagte Winkelmann die Stirne faltend. „Aber seine Tochter, wie steht es mit der?“

„Sie hat ihm wieder geschrieben. Sie ist nach Frankreich gereist, wie sie ihm meldet. Es war ihm ein Trost zu wissen, daß sie lebte, obwohl ein kummervoller Trost; denn hätte er sich ihrer nicht zu schämen, so käme sie gewiß zu ihm.“

„Nur zu wahr!“ sagte Winkelmann bedauernd. „Dabei fällt mir ein, was ist denn eigentlich aus unseres Leuthold Nichte geworden, Herr Franke? Seit dieser nicht mehr hier arbeitet, habe ich sie ganz aus den Gedanken verloren, und doch interessirte mich die Sache sehr.“

„Man weiß nichts von ihr, die Mutter aber ist vor Kummer gestorben.“

„Entsetzlich!“ rief Winkelmann, und deckte die Hand über beide Augen, durch die Worte an das offene Grab des Vaters, und die einsame, trauernde Mutter erinnert.

„Freude und Schmerz! — Wie rasch folgen sie einander, und wie so ganz sind wir das Spiel von wechselnden Eindrücken! Diesen Morgen noch — war mein Leben eine hoffnungslose Dede! — Ich sah zu

den Wolken empor, suchte mit meinen Augen die lachende Sonne, ließ mein Ohr dem säuselnden Winde und fragte mich, ob denn mein Dasein in dem Verkehr mit todtten Büchern endigen würde, und nie die Gegenwart eines Freundes, der Austausch des lebendigen Wortes, Auge in Auge, der Umgang mit Gleichgesinnten, das Streben nach gemeinschaftlichen Zielen, mich erquickten, beseligten, beglücken sollte! — Und kaum ist der Abend da, so leuchtet mir die Hoffnung und — eines Freundes Hand drückt herzlich die meinige! Wilhelm! Deinen Gang hierher, den lohnen Dir die Götter! Denn Du hast eine ganz gebeugte Menschenseele aufgerichtet.“

„Es freut mich, daß Dir mein Besuch lieb ist!“ sagte dieser gemüthlich. „Ich hoffte, es würde so sein, und es ist mir lieb, daß ich mich nicht in Dir geirrt habe. Uebrigens aber begreife ich nicht, worüber ich Dich trösten soll, denn Du bist ja in einer Lage, die Du Dir selbst gewählt hast, Du wohnst in einem Schlosse und hast so viele Bücher, wie Du nur immer wünschen kannst, und das, meine ich, gehöre zu Deinem Glücke? Was fehlt Dir denn eigentlich noch? Ich kann es nicht errathen, so sage es mir!“

„Und wenn ich es Dir sagte, so würdest Du es

auch noch nicht wissen," erwiderte Winkelmann wehmüthig, „denn es sind Dinge, die Du nicht schätzeſt, weil Du Sie nicht kennſt.“

„Kennſt Du ſie denn?“ fragte Sener gutmüthig. „Ich ahne ſie,“ verſetzte Winkelmann ſinnend. — „Ich hege eine Sehnsucht nach ihrem Beſitze, in ihrer Erkenntniß liegt das Ziel meines Strebens; gelange ich bis dahin, ſo bin ich fertig.“

„Dann eile lieber nicht zu ſehr damit, denn wenn man fertig iſt, ſo iſt es aus.“

„Weiße Gott! Du haſt ein großes und ein wahres Wort geſprochen,“ rief Winkelmann erregt und ſprang auf. „Ja freilich! Wenn man fertig iſt, ſo iſt es aus — und auch mit mir — wird es dann aus ſein!“ Seine Miene umbüſterte ſich. „Stoßen wir an!“ rief er, und fuhr mit der durchſichtig hageren Hand über die Stirn, als wolle er dunkle Bilder verſcheuchen. „Es lebe die Jugend, die Freundschaft und das Schöne! Ja, Wilhelm, wenn wir fertig ſind, dann iſt es aus; darum — wollen wir uns lieben, ſo lange noch das Ziel vor uns liegt! Hoch lebe unſer Streben — denn das Streben des Menſchen iſt ſein Leben; — wo er den Punkt macht, beginnt ſein Tod!“

Sie ließen ihre Gläſer erklingen, und auch Franke

stimmte warm mit ein, denn er gedachte der bevorstehenden Beendigung seines Cataloges und welche Lücke damit in seinem Leben entstehen würde; leise wiederholte er daher vor sich hin: „wenn man fertig ist, so ist es aus.“

Fünftes Kapitel.

Conditio sine qua non.

Im Schloßgarten zu Dahlen, dem bei Wurzen gelegenen herrschaftlichen Gute des Grafen von Büнау, gingen an einem schönen Sommermorgen im Schatten einer röthlich blühenden Kastanien-Allee zwei Männer in eifrigem Gespräche auf und ab. Sie schienen diesen, dem Wohnhause entlegenen Gang gewählt zu haben, um sowohl vor Ohrenzeugen, wie auch vor unwillkommenen Störungen gesichert zu sein.

„Ja, ich muß es aufrichtig gestehen, mein lieber Winkelmann,“ nahm der Maler Dejer nach längerer Pause von Neuem das Wort; „es hat mich unangenehm überrascht, zu hören, daß Sie, um Ihres weltlichen Vortheiles willen, Ihrer Religion entsagen wollten;

und ich war daher der Gelegenheit froh, Sie hier zu treffen, um von Ihnen selbst eine Aufklärung über diesen, von einem ernstern Manne, wie Sie, mir so befremdenden Schritt zu erhalten. Sie können, bei Ihrer Bildung, unmöglich Scherz mit Ihren Ueberzeugungen treiben, und auch wiederum nicht im Ernste durch diesen Wechsel das Heil Ihrer Seele zu fördern beabsichtigen. Was also kann Sie vermögen, sich der Römischen Kirche in die Arme zu werfen, was Monsignor Archinto veranlassen, aus Ihnen einen Proselyten zu machen?"

Winkelman hatte, auf das peinlichste bewegt, diese Mahnung seines Freundes entgegen genommen. Er warf erst einen ängstlich suchenden Blick umher, bevor er mit halbleiser Stimme erwiederte:

„Die Unmöglichkeit, meine Lebensweise in Nötheniß länger ertragen zu können, ist die Ursache meines Uebertrittes! Ich müßte moralisch und physisch zu Grunde gehen, wenn ich dort ausharrte. Ich kann dies einsame, mechanische Hinleben meiner Tage nicht aushalten. Deser, was Sie auch sagen, wie Sie mich auch tadeln mögen, lieber Deser, ich kann nicht anders. Wie spricht unser Homer:

„Nichts ist doch so eitel und unbeständig auf Erden,
Als der Mensch, von Allem, was Leben haucht und sich reget.
Nimmermehr ja denkt er, daß Böses ihm droht in der Zukunft,
Während Heil ihm die Götter verleihn, und die Knie noch streben.
Doch wenn Trauriges nun die seligen Götter vollendet;
Dann erträgt er es unmuthevoll, im dunkenden Geiste.
Denn so ändert der Sinn der sterblichen Erdenbewohner,
So wie andere Tage herführt der waltende Vater.“

Mir aber verstreichen die Jahre, die schönsten und besten des Lebens, ohne daß ich sie lebe. Leben ist nicht nur denken, lernen und erkennen; leben heißt auch empfinden. Zum Leben gehören Eindrücke, die uns durch die Sinne zukommen. Ich aber fühle mich wie eine Maschine, ich spreche nach, was Andere in Büchern niedergelegt, und stumm ist mein Verkehr mit den Geistern der Vergangenheit.“

„Aber warum dem Grafen nicht eingestehen, daß Ihnen die Stellung nicht genügt?“

„Nachdem ich selbst um diese Stellung, wie um eine Gunst, gebeten? Wie kann ich diesem gütigen Manne jetzt bekennen, daß ich sie nur nachgesucht, hoffend, er würde, sobald er meine Kenntnisse erprobt, selbst finden, daß ich dort nicht an meinem Platze sei? Es ist mein Unglück, daß ich an keinem großen Orte geboren bin, wo sich die Gelegenheit geboten hätte, mich

zu bilden. Sie glauben nicht, wie peinlich ich es fühle, aller Formen des geselligen Lebens zu entbehren, keine einzige fremde Sprache zu reden, und mich, wo ich erscheine, so schlecht zu präsentiren, daß ich über mich selbst erröthe. *) Wozu dient mir nun diese durch Mangel, Noth und Entbehrung gepflegte Wissenschaft, wenn sie mir vor den Menschen keine Geltung verschafft, noch mir eine Anstellung gewährt, die mir ein sorgenfreies Leben gestattet! Soll ich nun selbst mir die Thüre verschließen, jezt, wo diese sich mir öffnet? — Was ist ein Wechsel der Religion weiter, als ein anderes Kleid, mit dem ich in die Kirche gehe? Dem Weisen ist die Erkenntniß Gottes eine von allem Dogma getrennte Sache, und wenn er sich einer religiösen Gemeinde anschließt, so ist es aus Bequemlichkeit.“

„Alles recht gut und wahr, mein lieber Winkelmann, ich habe dagegen auch gar nichts einzuwenden; allein sagen Sie mir nur, was dem Nuntius so besonders an Ihnen gelegen sein kann, — einem Prose-lyten, mit dem er, unter uns gesagt, nimmermehr Ehre einlegen wird.“

*) Winkelmann an Berends in der Sammlung freundschaftlicher Briefe.

„Ich kann mir das selbst nicht erklären;“ sagte Winkelmann nachdenklich. „Er kam eines Tages ganz unerwartet nach Nöthenitz, und seitdem ist seine Freundschaft für mich zu einer Art Leidenschaft gestiegen, so daß ich oft selbst über seine so gar günstige Meinung von mir in Verwunderung gerathe.“

„Sollte nicht die Ddalinsky dahinter stecken?“ fragte Deser nachsinnend.

„Wer?“ rief Winkelmann verwundert und blieb stehen, den Ungarn mit großen Augen messend.

„Die schöne Frau, der wir auf unserm ersten Gange nach Nöthenitz begegneten;“ erwiederte Deser. — „Entsinnen Sie sich noch?“

„Die?“ fragte Winkelmann gespannt. „Aber wie käme denn die zu dem Nuntius?“

„Wie schöne Frauen zu galanten Männern kommen,“ versetzte der junge Maler lachend. „Sie suchen und werden gesucht. Frau von Ddalinsky ist mit dem Nuntius zugleich wieder in Dresden eingetroffen, und, wie die Welt sagt, so beherrscht sie ihn völlig, er lebt nur in ihr und nur für sie. Sollte diese nun nicht Ihre geheime Fürsprecherin sein?“

„Möglich!“ sagte Winkelmann voll Verwunderung.

„Allein, — ich kann mir immer noch nicht vorstellen, daß sie es sei.“

„Sie sollten sich vor allen Dingen darüber Gewißheit verschaffen; denn ist es Ihre sie, so stehen Sie am Vorabend Ihres Glückes. Frauenprotection richtet hier Alles aus. Auf diesem Wege allein erhält man Ehrenstellen, Pensionen, Reifestipendien und Gott weiß, was Alles. Spüren Sie also vor allen Dingen dieser Gönnerin nach, und erwärmen Ihre Gefühle für Sie.“

„Ich kann noch gar nicht zu mir kommen vor Erstaunen. Elisabeth die Freundin des Nuntius?*) Wie komme ich dem auf den Grund.“

„Sie besuchen ihn, und begegnen ihr zufällig.“

„Dann dürfte ich sie doch nicht erkennen, sondern müßte es von ihr erwarten. — Sonderbar! Was sich nicht Alles in der Welt zuträgt! Aber Sie haben Recht, es könnte mir viel Gutes daraus erwachsen, es wäre ganz die geeignete Protection. — Nur fürchte ich mich immer, irgend einen auffallenden Schritt zu thun, aus Sorge, der Herr Graf möchte Kunde davon bekommen, und mir seine Gunst entziehen.“

*) Winkelmann an Berends. Der Kardinal hat eine schöne Wairesse, die ich kenne.

„Darum der grade Weg der beste!“ fiel Deser rasch ein. „Fassen Sie Muth und gestehen Sie ihm noch heute die ganze Sache.“

„Und wenn nichts daraus würde, so hätte ich hier verspielt und auch dort. Ich möchte den Stuhl, auf welchem ich sitze, nicht fortschieben, bis sich mir ein anderer bietet. Auch das ist ein Fluch der Armuth, daß sie dem Gemüthe eine Aengstlichkeit lehrt, die vor jedem neuen Lebensschritte zagend zurücktritt.“

„Und doch wünschen Sie den sichern Hafen zu verlassen, wo sie nach Gefallen Ihren Studien leben können,“ sagte Deser kopfschüttelnd. „Gestehen Sie es also nur, lieber Winkelmann, daß in Ihrer Natur eine gewisse Vorliebe zur Veränderung liegt. Nullum magnum ingenium.“

„Sie meinen Veränderung, was vielleicht doch das Streben nach einem Fortschritt in meiner Entwicklung ist,“ erwiderte Zener empfindlich. „Durchzogen nicht auch die Weisen des Alterthums unzählige Länder, um Wissenschaften zu suchen; warum sollte ich also nicht auf ihrer Spur gehen? Ich habe nichts, wodurch ich mich hervorthun kann, als die griechische Literatur, und Rom ist der Ort, wo diese mir Geltung verschafft.“

Daß ich dahin nicht gelangen kann, sine conditione sine qua non, ist bedauerlich."

"Und was bietet man Ihnen für den Uebertritt?" fragte Deser, während die Oberlippe ein gewisses stolzes Lächeln umspielte.

"Es ist mir die Stelle eines Bibliothekars beim Cardinal Passionei angetragen; er hat meine griechische Handschrift, die man zu dem Zwecke vor einiger Zeit von mir verlangte, zugesandt erhalten; sie hat ihm gefallen, und er hat dem Herrn Nuntius geschrieben und ihm das Anerbieten für mich gemacht. Meine Reise-gelder soll ich hier erhalten. Der Cardinal ist ein älterer Herr, er ist 1682 geboren; sollte er sterben, so kehre ich hierher zurück. Des Königs von Polen Beichtvater, Vater Rauch, interessirt sich gleichfalls für die Sache. Sie spielt nun schon so lange, und ist zu weit vorgeschritten, als daß ich zurück könnte. Wenn nur der Graf nicht früher davon hört, als bis Alles entschieden ist, dann bin ich beruhigt. So lange er in Eisenach war, glaubte ich dies nicht besorgen zu müssen; aber seit seiner Ankunft hier, zittere ich vor dieser Möglichkeit."

Deser bewegte bedenklich sein Haupt.

"Mir will die ganze Sache nicht recht gefallen;"

sagte er mit gefalteter Stirne. „Dies viele Reden über eine schließlich doch so geringfügige Angelegenheit scheint mir der Mühe nicht werth. Liegt dem Nuntius so sehr viel daran, einen Proselyten nach Rom zu senden, und dadurch dem Papste seinen Eifer auf diesem heidnischen Boden zu beweisen, so sollte er sich mehr beeilen, dies Werk zu verrichten. Er brauchte Ihnen nur das Reise-geld zu geben, und Sie machten sich, frisch getauft, auf den Weg. Warum ist der reiche Herr denn gar so ökonomisch, wenn er dem Himmel ein verirrtes Schaf zuführen will?“

„Weil ich auch dort eine sichere Stellung für mich begehre. Ich kann nicht leichtsinnig nach Rom gehen und dort aller Mittel zu meinem Unterhalte entbehren.“

„Und diese Stellung bietet Ihnen der Cardinal Passionei? Sie haben es schriftlich von ihm, daß er Sie bei sich anstellen will, es ist nicht bloß ein schöner Traum unsers galanten Nuntius?“

„Hören Sie, was er mir selbst darüber schreibt,“ sagte Winkelmann, einen Brief hervorziehend, und seine Schritte anhaltend, übersetzte er:

„Ich soll sogleich bei meiner Ankunft in seinem Palais abtreten, ohne in ein Wirthshaus vorher zu gehen. (Ein recht bürgerlicher Einfall.) Er wohnt als

Secretarius Brevium dem päpstlichen Palaste gegenüber. Ich soll daselbst commodamente logiret werden. Ich würde nichts an der gräßlich-bünauischen Bibliothek verlieren; die seinige sei die stärkste in Italien, und eine der stärksten vielleicht in der Welt. Sie sei stark an 300,000 und zwar de' libri scelti. Sie sei mit griechischen Manuscriptis so wohl versehen, daß er glaubte, zu des Paters Montfaucon Palaeographia Graeca Zusätze machen zu können. Es sei zwar Gebrauch, daß Diejenigen, die bei einem Cardinal in Diensten ständen, schwarz und à petit collet gingen; doch sollte ich meine Freiheit haben. Sene Tracht aber verbinde mich zu keinen geistlichen Geschäften; denn die Advokaten in Rom gingen selbst also gekleidet u. u.; und daß es ihm sehr um mich zu thun sei."

"Da ich nun mehrere solche Briefe von dem Herrn in Händen habe, so muß ich doch annehmen, daß es ihm mit der Sache Ernst sei."

"Dann wäre die Schwierigkeit nur das Reisegeld, wie es scheint?" fragte Deser, Winkelmann nachdenklich in die Augen sehend. "Und dieser große und reiche Herr, dem so viel an Ihrem Besitze liegt, will eben so wenig, wie unser frommer Nuntius, die paar Dukaten dazu hergeben; ja, beide Herren entblöden sich nicht,

eine Art Bettelei darum einzustellen? Der Vater Rauch soll dem Könige das Geld dazu abschwagen, dessen Gutmüthigkeit Alles abzugewinnen ist, selbst jetzt, wo das Volk Hunger leidet? Gelingt das nicht, so will man mit dem Kurprinzen einen Versuch machen, indem man ihm Ihre Kenntniß der griechischen Sprache rühmt, für welche dieser, der Mode entsprechend, ohne selbst viel davon zu verstehen, eine große Bewunderung hegt. Schlägt auch das fehl, so bleibt noch unsere junge, über Vermögen großmüthige Maria Antonia, die stets aus leerer Börse zahlt, und Bianconi muß hier die vermittelnde Person abgeben. — So viel Mühe, Intrigue und Aufschub ist mir unerklärlich, wenn es diesen römischen Herrn wirklich an Ihnen liegt. Auch sollte es deren Ehre zuwider laufen, einen Gelehrten mit sächsischem Gelde für Rom gewinnen zu wollen. Aufrechtig gesagt, mich widert dies Betragen an; und es thut mir weh, Sie einem so kleinlichen Handel Preis gegeben zu sehen."

Winkelmanu seufzte tief.

„Wer die Gunst der Großen zu suchen verdammt ist, muß gefaßt sein, ihren Launen zu begegnen," sagte er traurig. „Auch bei den Alten finden sich Beispiele der Art. Eine Laufbahn, wie die des Aristoteles, be-

schienen von der Größe eines Alexander, ist eine Ausnahme von der Regel menschlicher Existenzen im Allgemeinen, wie es auch sein umfassendes Wissen ist. Wäre ich Maler, so würden meine Werke für mich reden, man kaufte sie mir ab, und ich wäre ein freier Mensch. — Indem ich, meiner Natur nach ein Künstler, die gelehrte Laufbahn einschlug, habe ich es zu nichts gebracht, und nur Protection kann mich jetzt vom Untergange retten. In solcher Lage darf man nicht übergenau in der Wahl seiner Mittel sein. Das Leben ist doch schön, Deser! und das meinige hängt an dieser letzten Nummer. Urtheilen Sie darum nicht nach sich, und was Sie in einem solchen Falle thun würden, denn Sie sind gesund, und kennen nicht aus eigener Erfahrung, was ich entbehre. Fassen Sie meine Lage, wie sie ist, ins Auge, sehen Sie meinen Körper an, der kaum noch fort will, meinen Magen, der nur noch Wassergrüße verdaut, meinen Schlaf, den fieberhafte Schweiß unterbrechen, meine traurige Seele, die nur durch die angestrengteste Arbeit sich ihrer gänzlichen Niederlage enthalten kann; und sagen Sie dann, ob ich die einzige sich mir bietende Hand nicht fassen, — ob ich mein Leben nicht retten soll? Sie können mir erwiedern: Sokrates habe den Giftbecher getrunken, um

seinen Ueberzeugungen treu zu bleiben; allein er hatte damals auch schon die höchste Spitze seiner geistigen Entwicklung erreicht, und dürstete nicht mehr nach Erkenntniß; ich aber komme mir vor, wie ein Kind, das seine ersten Schritte versucht, ich fühle mich nicht fertig, finde in meinen Studien die echte Befriedigung nicht, die sie Dem gewähren, der darin seinem Geiste die angemessene Nahrung zuführt; es muß daher noch etwas Anderes in der Welt für mich geben, und um dieses Andere zu finden und zu erkennen, zieht es mich fort, einen fertigen Menschen aus mir zu machen; dann, wenn die Götter es so beschließen, will ich den Hahn, nach meiner Sättigung am Leben, mit heiterer Stirne opfern. Doch von der Erde scheiden, ohne einmal aus dem Becher des Lebens getrunken zu haben, dagegen sträubt sich meine ganze Natur."

"Wenn Sie sich nur nicht irren," sagte Defer kopfschüttelnd. "Diese innere Unruhe, welche Sie so unstät macht, kann allerdings ihren Grund darin haben, daß Ihre jetzige Beschäftigung Ihnen nicht genügt. Ich gebe es zu, daß für einen Menschen von Ihrer Bildung und Ihren Kenntnissen das Anfertigen eines Cataloges für eine Privat-Bibliothek eine ertödtende Beschäftigung

ist; allein es könnten sich doch auch Mittel finden, Ihre Lage hier zu verbessern."

"Diese könnten sich finden," sagte Winkelmann schmerzlich lächelnd; „allein sie finden sich nicht. Zwölf lange Jahre sind verstrichen, seit ich die Universität verließ, die Jugend ist damit an mir vorübergezogen, ich habe das reife Mannesalter erreicht, und stehe immer noch auf demselben Punkt. — Seit ich in Röhrenitz bin habe ich kein einziges Mal herzlich mehr gelacht*). Der Druck meiner Lage hielt jede frohe Empfindung in mir zurück. Dazu die Einsamkeit, die Entbehrung, das Angesicht eines Freundes zu sehen! Sie wissen, lieber Dezer, welch' einen hohen und heiligen Begriff ich von der Freundschaft hege. Es ist ein Ding, das vielleicht noch nie dagewesen ist, so wie ich es suche und begehre. In allen neueren Zeiten ist mir nur ein einziges Beispiel bekannt, zwischen Marco Barbarigo und Franzesko Trevisano, zweien Nobili di Venezia. Solcher göttlichen Freundschaft sollte ein Denkmal an allen Thoren der Welt, an allen Tempeln und Schulen zum Unterricht der Menschenkunde gesetzt werden. Es verdient den großen Beispielen des Alterthums, die

*) Winkelmann an Berends.

Lucian in seinem Gespräche „Toxaris, oder von der Freundschaft,“ gesammelt hat, an die Seite gesetzt zu werden.

„Eine von den Ursachen der Seltenheit dieser nach meiner Einsicht, größten menschlichen Tugend, liegt mit an der Religion, in der wir erzogen sind. Auf Alles, was sie empfiehlt und anpreiset, sind zeitliche oder ewige Belohnungen gesetzt; die Privatfreundschaft ist im ganzen neuen Testamente mit keiner Silbe erwähnt, wie ich unumstößlich beweisen kann; vielleicht zum Glück für die Freundschaft, denn sonst bliebe der Uneigennützigkeit ja nirgends mehr ein Platz.“

„Ich weiß schon, wie feurig Sie werden, wenn Sie auf dies Thema kommen,“ sagte Deser lächelnd und legte seine Hand auf Winkelmanns Schulter. „Und bei so hohen Begriffen von der Freundschaft, so wenig erproben wollen, ob diese schöne, heilige Empfindung auch wirklich eine erlöschene Flamme unseres Zeitalters sei! Es handelt sich dabei doch um ein Entgegenkommen von beiden Seiten, und während Sie, stets Ihrem Vermögen, Herzen zu gewinnen, mißtrauend, bald weil Ihnen die Formen des Umgangs fehlen, bald weil Sie nicht wohl gekleidet sind, keinen Puder tragen, keine fremden Sprachen reden, sich zurückziehen, und den

gebotenen Umgang nicht fortsetzen, kann doch von keiner Steigerung des Verhältnisses die Rede sein. So aber ist es gemeinhin im Leben! Wir klagen, das nicht zu finden, wonach wir uns sehnen, und die einfache Sache ist, daß wir es nicht suchen, oder es nicht auf die rechte Weise suchen. Sie waren Dresden so nahe in diesen Jahren, und wie selten sah ich Sie. War das meine Schuld, oder war es die Ihrige? — Sie liefen wie toll in die Stadt, sahen die Madonna an, und liefen nach Röthenitz zurück, Ihre Eile auf Rechnung ihrer Pflichttreue setzend; Graf Büнау würde dagegen eine Linie geringeren Eifers Ihnen mit Freuden nachgesehen haben.“

„Franko hätte mir es nachgetragen,“ fiel Winkelmann ein, „und ich fürchtete dessen Mißgunst.“

„Sei dem wie ihm wolle, Vergangenes holen wir nicht wieder ein: also basta davon,“ sagte Deser gut-herzig. „Nun aber von der Zukunft zu reden. Ich bin freilich kein Marco Barbarigo; allein nichtsdestoweniger pocht doch in meiner ungarischen Brust so ein Etwas, das den Namen Herz, wie ich glaube, verdient, und das recht brüderlich für Sie empfindet. Ihr Aussehen ist nun allerdings der Art, mein guter, lieber, braver Winkelmann, daß sich manches daran besser wünschen

ließe, und da Ihre Stimmung wohl sehr viel Einfluß auf Ihre Verdauung ausübt, und diese dann wieder Ihre Lebensanschauungen in das hoffnungslose Grün-gelb taucht, das in schwarzen Ringen unter Ihren guten klugen Augen hinläuft, — so dächte ich, es wäre an der Zeit hier eine kleine Veränderung eintreten zu lassen. Ein Winkelfchen war bei mir immer für Sie zum Nachtlager bereit; jetzt aber, dächte ich, nähmen Sie ein Stübchen ganz und gar an, und zögen zu mir in die Stadt. Einverstanden?"

„Aber wie kann ich das?“ fragte Winkelmann er-staunt.

„Man kann Vieles, wenn die Nothwendigkeit ge-bietet,“ sagte Deser, ihm freundlich in die Augen sehend. Man kann, um sein Leben zu retten, nach Rom gehen, und des heiligen Vaters Pantoffel ohne Glauben küssen; man kann also auch Nötheniß verlassen und in der Stadt zu dem Maler Deser sich begeben, wenn die Ge-sundheit diesen Wechsel des Wohnortes gebietet. Ich werde sogleich selbst zum Herrn Grafen von Bünau gehen, und die erforderliche Vorrede halten.“

„Deser!“ rief Winkelmann tief bewegt, und faßte seine Hand.

„Merken Sie aber wohl auf,“ sagte dieser, sich

mit schelmischem Lächeln zurückwendend; „es ist von meiner Seite nichts von der Uneigennützigkeit jener Nobile di Venezia dabei im Spiele; ich werfe, wie es das neue Testament will, mit der Wurst nach dem Schinken, und fordere meinen Lohn; ich will einen gewissen Winkelmann mit mir von den Griechen schwagen lassen, bis ich ihm seine ganze Kenntniß abgelauſcht habe, und wie ein Phidias zu malen im Stande bin. Ein anderer Lucian wird mich gewiß nicht zum Helden seiner Gespräche machen, nachdem ich selbst dies Bekenntniß meines Eigennuzes abgelegt.“

Damit eilte er dem Hause zu.

„Herrlicher Jüngling,“ rief Winkelmann ihm nach.

„Möge Zeus Dir gewähren, und alle unsterblichen Götter,

„Was Du am meisten begehrt, und wie Dir's im Herzen genehm ist;

„Denn Du verdienst es um mich, daß Dir die Himmlischen hold sind; — weil Du ein echter Freund bist; — treu, warm und ohne Eigennuz.“

Mit diesen laut vor sich hing gesprochenen Trostesworten schritt auch er langsam dem Hause zu.

Sechstes Kapitel.

Das Gewissen des Proselyten.

Der Carneval legte sein buntes Festkleid über des Winters weiße Decke. Die Oper Adriano ward neu einstudirt, und ein Ballet dazu gegeben, welches sechs und dreißig tausend Thaler kostete. Die Liste von Componisten, Sängern, Musikern, Ballettänzern und Tänzerinnen in königlichen Diensten belief sich auf hundert und fünf und siebenzig Personen. Die ganze Stadt redete nur von den auf der Bühne erscheinenden Elephanten, Kameelen, Trampelthieren und Pferden, und kritisirte dazwischen die Schönheit der neu engagirten Solotänzerin, Madame André, aus Paris.

Es war eine bunte, tolle BIRTHSCHAFT, man jagte dem Vergnügen nach, als ob das menschliche Leben ein großes Festgelage sei.

Rabener saß in seiner Steuerstube und rechnete, wobei er, wie ein Schulknabe, unter seinen Büchern den Messias von Klopstock versteckt hielt, eine in diesen Räumen verbotene Lektüre, der er dann und wann einen flüchtigen Blick gönnte.

Das Gedicht war so eben erst herausgekommen, und erregte in der gebildeten Welt großes Aufsehen, er hatte es diesen Morgen in der Waltherschen Hofbuchhandlung abgeholt und war höchst begierig auf seinen Inhalt.

Als sein Auge jetzt zufällig durch das Fenster auf die Straße fiel, sah er eine ihm bekannt scheinende Gestalt des Weges kommen. Eine einmal gesehene Physiognomie vergaß er so leicht nicht wieder. Ja, das war Winkelmann, aber ein anderer Winkelmann, als jener, welchem er damals den Weg gezeigt.

Was hatte den jungen Mann in kurzer Zeit so alt gemacht?

Diese Frage innerlich an sich richtend, klopfte Rabener leicht an die Glasscheiben, der langsam Wandelnde sah auf und erkannte nun gleichfalls seinen Führer.

Ein Freudenstrahl glitt, wie die Sonne durch Wolken, über sein melancholisches Angesicht und im Nu stand er im Zimmer.

„So erkennen Sie mich noch,“ sagte er herzlich die dargebotene Hand ergreifend. „Bei der mit mir vorgegangenen großen Veränderung hätte ich nicht geglaubt, Sie würden den längst Vergessenen in mir suchen.“

„Wer sagt Ihnen, daß Sie von mir vergessen sind?“ nahm Rabener in liebenswürdig scherzhaftem Tone das Wort. „Können Sie denn wissen, wie oft ich Ihrer gedacht und mich inmitten meiner Berechnungen über das Defizit in unsern Kassen nach Ihnen gesehnt habe?“

„Das ist Spott!“ erwiderte Winkelmann mit verneinender Kopfbewegung. „Denn was hätte der geistreiche Rabener bei mir finden können, das er nicht besser schon besäße?“

„Ihren Glauben!“ rief dieser.

„Meinen Glauben?“ frug Winkelmann und erglühete. „Sie wollen nicht so ungroßmüthig sein, diesen zum Gegenstande Ihrer Satyre zu machen?“

„Ihren Glauben,“ fuhr Rabener unbeirrt fort, „daß diese Welt die beste sei, und Ihre Hoffnung auf Glück.“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich nicht resignirt habe?“ fragte Winkelmann verwundert.

„Ihre traurige Miene, Ihr eingesunkenes Auge, Ihr schlecht gepflegter Körper, das Alles ist das Gegentheil der Resignation. Wer nichts mehr hofft, der nimmt den gewissen Theil der Güter dieser Erde mit, er isst, trinkt und schläft; wer aber mit Träumen idealen Glückes sich trägt, und für seinen Geist noch eine Zufuhr unendlicher Anschauungen hofft, der wendet den materiellen Genüssen den Rücken, und richtet den Blick in eine unbekante Ferne.“

Winkelmann hatte aufmerksam und mit steigender Ueberraschung dieser Folgerung zugehört.

„Sie sind ein ungemein scharfer Denker,“ sagte er dann, die Richtigkeit der Bemerkung innerlich prüfend. „Ich wünschte, ich hätte Sie früher gekannt! Ein solcher Freund würde mich vielleicht gerettet haben!“

„Dazu bin ich heute noch bereit, im Fall Sie gerettet werden müssen!“ sagte Rabener lachend. „Kommen Sie! Ich will einmal Ihretwegen sündigen! Möge das Budget des Staates auf eine Stunde ohne mich bestehen. Während der Zeit wollen wir eine Flasche echten Feres miteinander leeren!“

„Es ist zu spät!“ sagte Winkelmann zögernd. „Jetzt rettet mich kein Gott mehr!“

„Das möchte ich doch sehen!“ rief Rabener, seinen

Mantel überwerfend und der Thüre zuschreitend. „Sie wissen noch nicht, was ein sächsischer Steuerrath von Gottes Gnaden vermag. Wir Alle haben eigentlich nur einen Feind zu bekämpfen, und das sind wir uns selbst. Lassen Sie uns nun den Winkelmann ertränken, der des Winkelmanns Feind ist, und — der rechte Winkelmann steht da.“

„Sie halten die Sache für leichter, als sie ist,“ erwiderte dieser schon heiterer. „Der Mensch kann aber von sich selbst nicht lassen! Werfen Sie den verkehrten Winkelmann zur einen Thüre hinaus, so kehrt er durch die andere wieder zurück. Wie Homer sagt: „Die Götter geben den Sterblichen nur immer auf einen Tag ihr abgemessenes Theil von Vernunft.“

„Ganz richtig! Darum muß man mit dem Franzosen, *au jour la journée* leben. „So sagt jedes Volk in seiner Sprache, mit anderen Worten, eigentlich dasselbe. Heiter dem Augenblick sich hingeben, das ist Moses und die Propheten. *Alea jacta est!* sagte Cäsar, als er den Rubicon überschritt. Der große Sprung ins Jenseit bleibt uns darum doch vorbehalten, wie oft wir unsere Furcht davor hier auch weggelacht haben, und sich das Fürchterliche noch fürchterlicher machen, ist eigentlich Narrenweisheit.“

„Ja, mit Ihrem Temperament!“ sagte Winkelmann seufzend.

„Mit meinem Temperament!“ wiederholte Rabener mit ironischem Lächeln. „Was wissen Sie denn von meinem Temperamente? Doch nur was der Schein Sie lehrt, und daß der Schein trügt, ist eine bekannte Sache, die man sogar vielleicht schon vor Homer gewußt hat. Alle sehr heitern Leute sind, wie man weiß, große Melancholiker, und alle Hofnarren haben ihre trüben Stunden und eine kranke Leber. Um über das Temperament eines Menschen urtheilen zu können, muß man ihn belauscht haben, wenn er aus dem Bette steigt. Dann nimmt er seine eigentliche Miene an, seine Comödie spielt er nur im Angesicht der Menschen; doch nicht vor sich und seinem Gotte.“

Sie waren indessen um die Ecke des Zwingers gebogen und schritten nun dem Italienischen Dörfchen zu, wo der sehr beliebte neapolitanische Restaurant Sala eine Weinstube hielt. Hier traten sie ein und nahmen an einem kleinen Tische Platz, der ihnen eine Aussicht auf die alte Brücke und das jenseitige Ufer gewährte.

Sie mußten ihr Gespräch hier leiser fortsetzen, da noch mehrere Personen anwesend waren.

Rabener that nun vorerst die Frage nach dem jetzigen Aufenthalte Winkelmanns, und als er erfuhr, daß er bei Deser wohne, wünschte er ihm Glück zu dem näheren Umgange mit einem so liebenswürdigen hochgebildeten Künstler.

„Es ist die einzige leidliche Gesellschaft hier,“ fuhr er fort. „Die Maler allein halten sich frei von dem allgemeinen Schwindel nach Hofgunst. Alle Uebrigen messen jedes Talent und jedes Verdienst nach der Zahl der Einladungen von Oben. Eine Uniform zu tragen, und mit einem gnädigen Kopfnicken von Höheren begrüßt zu werden, ist die Spitze des Ehrgeizes. Ein selbstständiges Urtheil besitzet nur eine kleine Anzahl von Personen, die Uebrigen beten nach, was die Mehrzahl sagt, und schwimmen bequem mit dem Strome.“

Um so mehr Gelegenheit für Sie Ihre Satyre zu üben,“ sagte Winkelmann.

„Um so weniger, Freund,“ fiel dieser ein. „Ich mag kein Märtyrer der Wahrheit werden*). Solche Opfer finden wenig Dank, und ich bin kein Fanatiker meiner Ansichten. Mögen die Andern bei den Ihrigen bleiben, verkehrt geht es doch einmal in der Welt zu

*) Rabener in seinen Briefen.

und ich werde es nicht ändern. Fünf Castraten sind vorige Woche wieder ganz verhungert aus Venedig angekommen, sie werden sich hier während der Fasten ausfüttern, und dem heiligen Antonius danken, daß er für sein Vieh so väterlich sorgt. Die katholische Kirche ist eine nachsichtige Mutter, sie läßt ihre Schafe jede Art von Futter zu sich nehmen, und bekommt es ihnen nicht, so ist Benedict XIV. in Rom, um für ein paar Kreuzer den Seelendoktor abzugeben. Was wäre die Welt auch ohne Sünde? Ein so langweiliges Nest, wie der Himmel dort oben es ohne Arbeit ist. Da ich nicht musikalisch bin, keine Art von Instrument blase, und einen falschen Ton von einem richtigen nicht zu unterscheiden vermag, so wird es für mich in den Regionen der Seligen eine schlimme Partie sein! Ich werde mir die Ohren zuhalten müssen bei dem vielen Singen und Harfenspielen. Da nun die Erde auch nicht reich an Freuden für mich ist, so ist mir manchmal schon der Gedanke in den Sinn gekommen, es möchte die Hölle noch der unterhaltendste Ort sein; denn das ist gewiß, an lustigen Geschichten wird es dem Teufel nicht fehlen, und seine gute Laune soll unverwüstlich sein. Das ist auch viel werth! Daß viele Moralisiren hat man auf Erden zum Ueberdruß ge-

nossen, von der Tugend noch mehr reden zu hören, wie es hier ohne Nutzen geschieht, das könnte mich zur Verzweiflung bringen. Lieber unterhalte ich mich einmal mit gefallenem Engeln, die, davon bin ich überzeugt, auf Erden tüchtige Naturen gewesen sind, voll Fleisch und Blut und Leben; denn um den Muth zu haben mit Gott zu brechen, muß man eine Urkraft sein. Die Schwäche nimmt so etwas nicht auf sich, schon weil sie keine Ueberzeugungen kennt; sie biegt sich, schmiegt sich, und läßt fünf grade sein."

Winkelman fuhr mit der Hand durch die Haare und sah verlegen aus; denn er bezog die letzteren Aeußerungen auf sich. Rabener bemerkte den Eindruck seiner Worte, ohne die Ursache zu errathen. Er brach ab und sagte:

"Lassen Sie uns anstoßen. Hoch klinge unser Glas — der goldenen Zeit, die wir nicht kennen, — den Weisen, welche sie uns rühmen, ohne daß sie selbst sie sahen, — der großen Mutter, die uns werden sah, und — ihren Schooß uns lange noch verschlossen halten möge! Noch fünfzig Jahre, wie heute, lieber Winkelman! Das Wünschen hat man frei!"

Der heiße Wein durchglühte wie lebendiges Feuer die Adern des erschöpften Gelehrten, seine Wangen

färbten sich, eine Art Lustigkeit überkam ihn. Dennoch behielt er die Herrschaft über sich, was seine Seele beschäftigte, mit keinem Worte zu verrathen. — Seit Jahren stand sein Uebertritt zur katholischen Religion, wie ein Gespenst, zwischen ihm und jeder freudigen Regung seines Gemüthes; heute nun, unter dem Einfluß des Xeres, hätte er das graue Ungeheuer verlachen und dann wieder mit Thränen beschwören mögen, sich hinweg zu packen, so lästig und quälend war ihm der Gedanke daran.

„Wir wollen singen,“ jagte er mit nassem Auge. Kommen Sie, Rabener! Ich stimme an und Sie sind das tutti.“

Zugleich hob er mit höherer, unsicherer Stimme an:

„Edite, bibite, Collegiales

Post multa saecula poculum nullum.“

„Pst! Pst!“ rief Rabener, mit Mühe sein Lachen bezwingend. „Bedenken Sie, Freund, wo wir sind. Hier in einem öffentlichen Lokale, kann ein Königlich Sächsischer Steuerrath keine Studentenlieder singen. Sie fangen außerdem von hinten an. Wenn Sie das tutti mir vor dem Munde wegsingen, so bleibt mir nur das Solo, und ich habe Ihnen schon eingestanden, wie schwach mein musikalisches Talent ist. Kommen Sie!

Leeren wir die Reige und spazieren ein wenig über die Brücke, die frische Luft wird uns hoffentlich wohl thun.“

Er nahm ihn fest beim Arme, und führte ihn hinaus. Winkelmann sah ihn gerührt an und lehnte sich fest auf ihn. Er hätte sich am liebsten an seine Brust werfen mögen, mit der Versicherung seiner herzlichen Zuneigung; allein ein Etwas an Rabener, nebst dem klugen, scharfen Blick seines Auges hielt ihn von solchem Ueberwallen seiner Gefühle zurück.

Draußen schien die helle Sonne, eine Wintersonne freilich; allein dennoch küßte sie den Schnee von der Erde hinweg und lockte den Unbeschäftigten hinaus in ihren Strahl. Auf der Brücke wimmelte es von Kommenden und Gehenden. Rabener bog in eine Nische ein, und betrachtete mit Winkelmann den vom Gebirge her reißend dahin strömenden Fluß, mit einer leichten Eisdecke zu beiden Seiten.

„Hier stand ich an jenem Morgen, als ich Sie zuerst fand, mein Pylades,“ sagte Winkelmann, sich wehmüthig in die Erinnerung an jene Zeit ergehend, wo er so hoffnungreich diesen Boden betreten; „auch damals leuchtete der Himmel mir so hell, wie heute, und dennoch war es kein günstiges Omen. Wieder

stehe ich am Eingange eines neuen Lebens, wieder scheint die Sonne hell und wiederum begegnen Sie mir; allein, wenn ich wiederum eine Täuschung erführe?"

„Muth! Muth!“ rief Rabener, welcher die sonderbare Aeußerung Winkelmanns der Wirkung des Weines zuschrieb.

Indem bemerkten beide in dem Garten des Grafen von Brühl zwei Männer auf und abwandelnd, welche augenscheinlich die Sonne suchten, wie sie. Sie blieben jetzt stehen, und blickten auf die Brücke mit einander sprechend, als ob ihr Auge zu ihnen hinüber sich richte.

Winkelmann zitterte, ergriff hastig den Arm seines Freundes und rief ängstlich:

„Lassen Sie uns gehen! Sie haben uns gesehen. Vater Rauch erzählt dem Grafen Brühl Alles. Sie sprachen von mir!“

„Von Ihnen?“ fragte Rabener verwundert, und sah Winkelmann forschend an. „Sind Sie so eitel Freund? Warum sollen sie von Ihnen sprechen? Und warum ist Ihnen dies nicht eher angenehm, als Schrecken erregend? — Uebrigens könnte ja auch von mir die Rede sein.“

„Nein, nein!“ rief Winkelmann dringend. „Vater

Rauh deutet zu uns hinüber, und meint mich! Gott! Mein Gott! So weiß der Minister schon Alles, und an ein Umkehren ist nicht mehr zu denken.“

„Wie? Was?“ rief Rabener kopfschüttelnd. „Unmöglich, daß diese sich um uns und unsere Flasche Xeres bekümmern! Uebrigens gilt in dem Punkte auch bei jenen Herrn: leben und leben lassen. Machen Sie sich darüber keine Skrupel, lieber Winkelmann. Man wird darum nicht weniger gut von Ihnen denken, daß Sie sich dies kleine bene gethan.“

„Ich bitte Sie, kommen Sie!“ erwiderte dieser, fast ungeduldig. „Mir ist zu Muth, als ob mich die Steine ansähen! Ich ertrage es nicht, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein. Sehen Sie es denn nicht? Alle Menschen auf der andern Seite der Brücke richten ihre Blicke auf mich, man zeigt mit Fingern hierher.“

„Nein doch, nein! Das könnte sich ja auch auf mich beziehen, da wir miteinander gehen. Aber, kommen Sie! Ich führe Sie nach Hause. Ein anderes Mal suchen Sie mich in meiner Wohnung auf, wo wir unbemerkt sind, und wenn Sie wollen, auch singen können. Ich ahnte garnicht, daß Sie ein solcher Liebhaber von Liedern wären! So sind die melancholischen

Leute immer wieder die lustigsten. Sehen Sie, dort wohne ich!" sagte er, links über den Platz biegend, und deutete nach dem andern Elbufer hinüber auf ein schräg vorliegendes Haus. „Dort sind meine Penaten, mein alter Diener, eine Kage, und mein Perrückenstock, daraus die Musterwirthschaft eines Junggesellen des achtzehnten Jahrhunderts besteht.“

„Je weniger Bedürfnisse, je besser,“ fiel Winkelmann ein.

„Wie Figura zeigt!“ sagte Rabener lachend auf seines Begleiters schwächliche Gestalt deutend. „Man sollte aber keine Theorie auf die Spitze treiben, Freund, und, wenn ich nicht irre, so sind Sie Ihrer wenigen Bedürfnisse von Herzen überdrüssig. Der Ueberdruß am Leben ist sehr oft das Erzeugniß der wenigen Bedürfnisse.“

„Sie mißverstehen mich!“ sagte Winkelmann eifrig. „Ich sehne mich allerdings nach Genüssen; aber sie müssen geistiger Art sein.“

„Wie der Keres?“ redete der Andere hinein.

„Sie müssen durch das Auge mir zugeführt werden.“

„Und so weiter!“ sagte Rabener lachend. „Sie sind, après tout, ein Sinnenmensch, und fangen Sie

es an, wie Sie wollen, dem eigentlichen Winkelmann wird doch erst wohl zu Muthe werden, wenn Sie ihn in ein Gehäuse stecken, das einen schicklichen Umfang hat. Ein Anachorete war noch nie ein glücklicher Mensch, und die sieben Weisen Griechenlands tranken ohne Zweifel jeden Tag ihren Schoppen Landwein, wie Wasser. *Sine conditione sine qua non*; umsonst ist einmal nichts in der Welt. Wer seinen Körper kasteien will, muß traurigen Herzens sein. Erst der Magen, dann der Kopf! Das ist mein Rath, lieber Winkelmann, versuchen Sie einmal, ob Sie nicht besser dabei fortkommen.“

„Beim Teufel, das will ich!“ sagte dieser ganz ausgelassen und machte Miene, Rabener an sein Herz zu ziehen. „Der Himmel verzeihe Ihnen, was Sie an mir gethan haben! Aber — *alea jacta est*. Unter dem Einflusse des Xeres sei es gethan, ich eile stante pede zum Nuntius, und werfe ihm alle meine Zweifel vor die Füße.“

„Halt, halt!“ rief Rabener dem Davoneilenden nach; allein Winkelmann hörte ihn nicht und war schon seinem Auge entschwunden. Der Steuerrath kehrte gemessenen Schrittes in seine Amtsstube zurück, innerlich grübelnd was den verschmachtenden Gelehrten so plötzlich

zu Monsignor Archinto geführt. Erst die Zukunft sollte ihm dessen trauriges Geheimniß verrathen und ihm den Schlüssel zu der Stimmung des von Noth, Krankheit und Hoffnungslosigkeit geplagten Sängers der Wissenschaft liefern.

Siebentes Kapitel.

Die Versprechungen der Großen.

In der kleinen, der Wohnung des Nuntius sich anschließenden Hauskapelle, brannten auf dem Altare die geweihten Kerzen, weiß gekleidete Chornaben schlangen die von Myrrhen und Aloe duftenden Rauchgefäße und Monsignor Archinto, begleitet von den beiden seiner Nuntiatur beigegebenen Priestern, trat in pontificalibus aus seiner Privatwohnung hervor, um in den Schooß der allein seligmachenden Kirche ein Schaf zurückzuführen, das er selbst nicht zu den verirrtten und wiedergewonnenen zu rechnen vermochte.

Sein Freude strahlendes Angesicht bildete den grellsten Gegensatz zu dem seines Proselyten. Dieser stand mit der Miene eines tief gedemüthigten Mannes vor ihm.

Vergebens suchte Joachim Winkelmann in die-

sem entscheidenden Momente die so oft wiederholten Gründe zu seinem Uebertritte aus seinem Gedächtnisse hervor, sie wollten ihm in dieser Stunde alle nicht genügen, sie rechtfertigten ihn nur halb und ein tiefes Mißbehagen, eine Unfreude an sich selbst blieb in seiner Seele zurück.

Was er sich und Anderen so oft gesagt hatte: daß die Form der Religion für Leute von Welt eine Sache der Bequemlichkeit sei, und er seinen Ueberzeugungen ja nur, eben dieser Bequemlichkeit halber, einen anderen Mantel überhänge, ohne in seinem Innersten an ihnen zu rütteln: dieses Raisonnement, das sein Kopf ersonnen, nannte seine Empfindung den hohlen Pathos eines Sophisten.

Und während solchen Zwiegespräches in seiner tiefsten Seele — hing er dennoch den neuen Mantel um!

Es war geschehen, das große Wort der Lippe entflohen, gab keine Zukunft es ihm zurück. *Alea jacta est*, rief es in ihm und er suchte seinen Muth hervor, dem Unabänderlichen nun mit dreister Miene in das Angesicht zu blicken.

Der Nuntius winkte ihm in sein Kabinet und schloß den neuen Bruder an seine Brust; allein hier begegnete seiner warmen Freude ein kalter Wiederhall. Nicht froh

wie ein Glücklicher, stand der Befehrte vor ihm; sondern bleich, zitternd, mit der Miene eines großen Sünders.

Tröstend legte der Priester die Hand auf sein Haupt.

„La grace viendra!“ sagte er beruhigend. „Sie werden sich in die neue Lage finden. Ich will indessen den Königlichen Majestäten melden, was geschehen ist, und Sie können sich darauf verlassen, daß man Ihnen die Kosten zu Ihrer Reise verabreichen wird. Auch der Kurprinz ist schon von Ihrem Uebertritte unterrichtet, Sie können jetzt aller Protektion und allen Beistandes gewiß sein. Das ganze Königliche Haus ist Ihnen fortan gewogen. Ich werde Sie nachdrücklich recommandiren.“*)

Allein diese trostvollen Worte hatten keinen Klang für das Ohr des Profelyten; ja es lag in diesen Versprechungen der Gunst der Großen wegen einer, seinem Gefühle widerstrebenden und nur durch die Noth ihm abgezwungenen Handlung, ein Hohn seiner Verdienste.

„Warum ehrt man nicht, was an mir zu ehren ist, den Fleiß des Gelehrten und mein gründliches Wissen!“ So dachte er, während er finster und in sich gekehrt auf heimlichen Wegen seine Wohnung zu erreichen strebte.

*) Winkelmann in seinen vertraulichen Briefen.

Eine quälende Unruhe verzehrte ihn, er sehnte sich nach Mittheilung, das Herz war ihm so voll, und dennoch fürchtete er das Antlitz eines Bekannten; denn es war ihm zu Muthe, als müsse er Nichtachtung in jedem Blicke lesen.

Der neue Mantel stand ihm nicht, er zupfte hier und zupfte dort daran und immer wollte er nicht passen; es war als ob seine eigene Gestalt so klein darunter werde, daß er sich selbst nicht mehr zu finden vermöchte.

Für dreißig Silberlinge hatte Judas den Herrn verkauft; ihm war der Glaube seines Vaters um keine so geringe Summe feil gewesen, nur daß ihm nicht in baarer Münze, sondern mit Versprechungen gezahlt worden.

Er öffnete sein Schreibpult und zählte seine vorräthige Baarschaft. Bei einem jährlichen Gehalte von achtzig Thalern, hatte er mühsam neunzig Thaler erübrigt, zu einem Nothpfennig für seinen Aufenthalt in Rom. Sinnend betrachtete er die harten Thaler, auf denen der schöne Kopf August des Starken zu sehen war. Wie viele traurige Stunden seines Lebens hingen an diesem kleinen Schatze, Stunden, die nie wiederkehrten, und doch waren die schönsten Jahre der Manneskraft mit ihnen dahingegangen, ohne daß er sie ihrem Werthe nach genutzt, ihrer Wichtigkeit nach ausgebeutet.

Behmüthig legte er den kleinen Beutel wieder in sein Versteck.

„Wird man mich nun reisen lassen?“ fragte er sich. Der Kopf sagte ja, das Herz blieb bei dem nein; die innere Zuversicht zu den Versprechungen seiner Gönner fehlte gänzlich.

Schritte wurden auf dem Gange laut. War das Defier? Er fuhr zusammen, als ob ein Bote des Gerichtes ihn zu holen komme.

Diesmal wies es sich als ein Diener des Leibarztes Bianconi aus. Der Herr Hofrath ließ Herrn Winkelmann bitten, zu ihm zu kommen.

Vielleicht ein Auftrag vom Kurprinzen, dachte dieser, und war schon in Gedanken auf dem Wege nach Stalien. Freudig erregt kleidete er sich an, bürstete und säuberte jedes Stäubchen von seinem Kleide, putzte an seinen Schuhschnallen und betrachtete sich von allen Seiten.

Es war ihm immer, als fehle noch etwas an ihm; er war sich selbst ein Anderer geworden.

Langsamem Schrittes trat er endlich seinen Weg an. Trotz der ihn begleitenden Hoffnung, war ihm unendlich traurig zu Sinne. Auf der Gasse spähte er ängstlich umher nach einem Bekannten, voll Erwartung, ob dieser ihn wohl grüße. Mit Mißtrauen blickte er

jedem Vorübergehenden tief in die Augen und suchte in seinen Mienen zu lesen.

Bianconi harrte seiner schon und kam ihm mit offenen Armen entgegen.

„Meinen herzlichsten Glückwunsch!“ redete er ihn an. „Der Nuntius hat mir Ihren Uebertritt mitgetheilt, Sie gehören jetzt zu uns. Rechnen Sie mich fortan unter die Zahl Ihrer Freunde, deren Dienste Ihnen zu Gebote stehen. Ich wünsche Sie recht oft bei mir zu sehen und bitte Sie jeden Abend, wenn es Ihnen Vergnügen macht, in meinem Kreise zuzubringen.“

Winkelmann dankte für die Artigkeit. „Ich hoffe Ihnen nicht lästig hier zu fallen,“ fügte er hinzu, „denn mein Sinn steht nach Rom, und wollen Sie mich verbinden, so befördern Sie meine Abreise.“

„Warum so eilig?“ erwiderte Bianconi mit glattem Lächeln. „Lassen Sie uns doch erst Ihren Umgang genießen. Auch Ihre Gesundheit muß dazu besser werden. — Ich wollte Sie bitten, sich mir anzuvertrauen. Sie bedürfen einer ernstlichen Kur.“

„Ich glaube, die Reise allein kann mich herstellen,“ erwiderte Winkelmann, schmerzlich getäuscht in seinen Erwartungen. „Hier werde ich nicht mehr froh, hier brennt mir der Boden unter den Füßen.“

„Sie können aber in der That, so leidend wie Sie sind, den Wechsel des Klima's so wenig, wie die Anstrengung der Reise ertragen,“ erwiederte Bianconi be-
redt. „Sie müssen dazu erst Kräfte sammeln. Außerdem auch wird es gut für Sie sein, wenn Sie zuvor ein wenig die Gesellschaft frequentiren und sich mit dem Leben der großen Welt vertraut machen. Das fördert gar sehr. Wie man sich giebt, so wird man genommen. Sie haben zu ununterbrochen den Wissenschaften ge-
lebt. Gönnen Sie sich jetzt Ruhe. Erholen Sie sich!“

„Das Menschenleben ist so kurz,“ warf Winkelmann ein, „die Zukunft hält Niemand in der Hand; darum möchte ich die Gegenwart benutzen, wie es zu meinem Glücke dient. In der Gesellschaft aber ist nicht mein Platz; denn ich rede kein Französisch und weiß nicht mitzusprechen von dem, was andere Leute interessirt.“

„Das lernt sich,“ sagte Bianconi tröstend und faßte ihn unter den Arm, um ihn in das Nebengemach zu führen, wo er den Sänger Annibali und einige Hausfreunde versammelt fand. Gern hätte er sich jetzt entfernt, allein Bianconi ließ ihn nicht los, er mußte zum Souper bleiben.

Dazu fand sich auch noch der Legationssekretair von Hagedorn ein, welcher Friedemann Bach und den

großen Lateiner Ernesti mitbrachte. Die Bekanntschaft des Letzteren interessirte Winkelmann ganz besonders, und schnell gerieth er mit ihm in ein lebhaftes Gespräch über die classische Literatur der Römer. Bianconi, scheinbar mit Annibali scherzend, ließ, wie man ihm ansah, dem Gespräche der Beiden ein aufmerksames Ohr. Er hatte Winkelmann niemals so beredt gesehen, wie diesen Abend, wo er sich mit Ernesti lateinisch unterhielt, und er bekam dadurch einen außerordentlichen Respect vor seinem Wissen.

So wie sich die erste schickliche Gelegenheit bot, zog Bianconi Winkelmann bei Seite.

„Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen,“ begann er vertraulich. „Es existirt keine einzige Uebersetzung von Pindar. Wie wäre es, wenn Sie jetzt Ihre Mußzeit dazu benühten diese anzufertigen? Für die Herausgabe und alles Weitere werde ich Sorge tragen; Sie sollen damit nicht gequält sein.“

Winkelmann verlor fast seine Fassung bei diesem Antrage. Wieder sollte er für Jemand arbeiten, der ihm die Mühe und sich die Ehre zudachte.

Jedoch wollte er seinen Unwillen über eine so unverschämte als anmaßende Zumuthung nicht laut werden lassen, weil Bianconi, wenn er ihm auch nicht

nützte, doch vielleicht ihm Schaden konnte; er erwiderte daher ausweichend, seiner Ansicht nach würde eine solche Arbeit unbelohnend sein, der Geschmack des Publikums neige sich einer andern Richtung zu.

„Nun so lassen Sie uns die kleine Schrift des griechischen Arztes Dioskorides wählen,“ fiel dieser rasch ein. „Diese ist des Beifalls ganz gewiß. Sie werden sehr schnell damit fertig werden und mir einen wesentlichen Gefallen erzeigen.“

„Das letztere könnte Grund genug sein,“ sagte Winkelmann artig, „wenn mein Gemüth nicht zu aufgeregert wäre, um an irgend eine folgerechte Arbeit denken zu können. Ich versichere Sie, Herr Hofrath, daß ich zu jeder Application unfähig bin, bis ich Rom gesehen habe.“

„Denken Sie meinem Vorschlage nach,“ sagte Bianconi mit einem Blicke, der Winkelmann wie Hohn aussah. Der Gedanke, er könne seine Reise verhindern wollen, stieg in ihm auf. Immer ein Spielball des Eigennutzes zu sein, war ein entsetzliches Loos. Eine unsägliche Angst überfiel ihn. Wie, wenn alle seine Hoffnungen auf Sand gebaut wären, wie, wenn man die ihm geleisteten Versprechungen nicht hielte, wie, wenn man ihn damit nur zum Uebertritt gelockt hätte, und ihn nun seinem Schicksal überließe?

Er hielt es nicht länger im Zimmer aus.

Es war eine kühle Nacht. Wolken zogen über den mond hellen Himmel hin, der Nordwind jagte Seufzer durch die Zweige der Bäume.

Winkelman n mischte die seinigen in diese Töne der Natur. Ein trauriges Menschenherz richtete sehnsuchtsvoll den Blick hinauf zu dem All und flehte um einen Freund in der Noth, um eine treue Menschenbrust, die seinen Kummer theile, für seine Sorgen Rath wissen.

Er fühlte sich so allein auf Erden. „Wie doch stets den Gleichen ein Gott gesellt zum Gleichen!“*) so auch sende, o Schicksal, mir eine Seele, die mit mir empfindet, die mich tröstet, ermuntert und mich beklagt, sagte er als er vor dem Zimmer Desers seine Schritte anhielt und horchte; allein dieser war schon zu Bett gegangen, er mochte ihn nicht stören. Vielleicht wurde ihm das Bekenntniß der Erlebnisse dieses Tages auch sehr schwer. Er hatte ohne dessen Rath einzuholen, den entscheidenden Schritt gethan, und fürchtete nun dessen Vorwürfe, seit der Erfolg das Opfer nicht rechtfertigte.

Schlafen konnte er nicht. Das Bedürfniß los zu werden, was ihn drückte, war zu mächtig. So setzte er sich denn endlich hin und schrieb einen langen Brief

*) Homer.

an den Grafen von Bünau, — den schwersten, welchem er je Worte geliehen.

Er lautete:

„Ich kann und darf es Euer Excellenz nicht verschweigen: ich habe mein lang gefaßtes Vorhaben ausgeführt und leider den letzten Schritt gethan.

Hochgeborener Graf! ich habe mich Ihrer ferneren Gewogenheit damit unwürdig gemacht; ich flehe aber Ihr Herz voll Güte und Gnade an, mich wenigstens zu hören: Gott, der Gott aller Zungen, Völker und Sekten lasse Euer Excellenz wiederum Barmherzigkeit erfahren.

Zu Ende des Winters fingen sich verschiedene besorgliche Umstände in meinem Körper zu äußern an, und mein altes Uebel, fast unerhörte Nachtschweiße, fanden sich mit solcher Heftigkeit von Neuem ein, daß mir Alles eine gänzliche Verzehrung zu drohen schien, und nur neulich bin ich zweimal mit Schwindeln befallen worden, welche einige Stunden anhielten.

Dies veranlaßte mich an meine Zukunft, mehr als sonst geschehen sein würde, zu denken. Ich fühlte, daß meine bisherige Art der Arbeit und des Studirens meiner Gesundheit schade; gleichwohl konnte in solcher Einsamkeit nur diese anhaltende Thätigkeit

mein Gemüth beruhigen. Eine gewisse Art zu denken und zu handeln, von welcher ich schwerlich abgehen möchte, verbietet mir gleichsam den in der gewöhnlichen Ordnung mir zuträglichen Wegen zu folgen. Ich glaube, daß Euer Excellenz in dem Punkte von mir unterrichtet sind.

Außer diesen Grundsätzen (ich muß mit Euer Excellenz wie mit meinem besten Freunde sprechen) halte ich die Freundschaft, — die größte aller menschlichen Tugenden — für das größte Glück, wonach ein Mensch auf Erden streben kann. Dies Glück ist den Großen der Erden unbekannt, weil es nur durch Selbstverleugnung und Hintenansehung aller Nebenabsichten gewonnen werden kann. Es erfordert eine Philosophie, welche Armuth und Noth, ja den Tod nicht scheut.

Non ille pro caris amicis

(Aut Patria) timidus perire*)

Ich halte mein Leben für werthlos ohne einen Freund. Aus diesem Grunde entspringt mein Wunsch nach einem anderen Aufenthalte, wie ich vor der ewigen Wahrheit bezeugen kann.

*) Horaz.

Wem sich die Gelegenheit geboten hat, mich kennen zu lernen, wird sich überzeugt haben, daß ich die Wahrheit rede, und ich hoffe auch Euer Excellenz davon überzeugen zu können.

Nächst dem sind die Kürze unseres Lebens, und die sehr eng gezogenen Grenzen unserer Erkenntniß Gründe, die einen Menschen, wie ich bin, der seine Jugend in Armuth zugebracht hat, und die Jahre, wo man am fähigsten ist zu empfinden, in anhaltender Arbeit und großer Einsamkeit verlebt, veranlassen können, den Entschluß zu fassen, nun endlich auch einen Theil von dem Glücke dieses Lebens zu genießen.

Ich bitte Euer Excellenz mir noch einige wenige Worte zur Erklärung meiner eigentlichen Absichten zu gestatten.

Die Sorge für meine Gesundheit verlangt, daß ich auf einige Zeit der Arbeit entsage, und heitere Eindrücke für mein Gemüth suche.

Monsignor Archinto hat mir Anerbietungen gemacht, welche diesen Wunsch erfüllen, Ihre Königliche Majestät wollen mir die Reisekosten geben und deren Beichtvater versichert, daß es mir auch sonst an gar nichts fehlen solle.

Meine Handlung mag, von einer Seite betrachtet, thöricht, verwegen, ja gottlos und abscheulich genannt werden; allein Euer Excellenz werden nicht so engherzig urtheilen, Sie sehen das Ganze der Dinge an, und werden aus diesem eine Entschuldigung für mich entnehmen.

Scham und Betrübniß erlauben mir nicht mehr zu schreiben.

Ich glaube an eine ewige Vergeltung und diese sei Euer Excellenz großer Lohn. Seit ich in Dresden bin, habe ich eigentlich erst angefangen zu leben, und erlange ich künftig das Glück, in dem Schooße der Freundschaft meine Tage zu beschließen, so werde ich Euer Excellenz stets als die erste Ursache zu dieser Wendung meines Geschickes betrachten. Ich bin &c.

Dieser lange und unklare Brief kostete Winkelmann viele Stunden. Schon graute der Morgen, als er ihn endlich so weit beendigte und ermüdet auf sein Bett sank, Deser's Namen noch im halben Traume auf seinen Lippen. Er hatte eine Bürde von seinem Herzen abgelöst, indem er sich vor dem Grafen von Büнау wenigstens rechtfertigte; allein während dieses Versuches eine genügende Entschuldigung für seine Handlungs-

weise zu finden, war es ihm auch zu seinem Schmerze klar geworden, wie unmöglich dies sei. Spät am folgenden Morgen erwachte er und schaute traurigen Blickes in den hellen Tag hinaus.

Es war nothwendig, das erkannte er jetzt, den Profelyten aus Ueberzeugung zu spielen, wenn er es nicht schließlich noch mit seinen neuen Beschützern verderben wollte.

In Rom wäre das eine ganz leichte Sache für ihn gewesen. Dort traf ihn kein Blick eines alten Bekannten; dort konnte er sich in den großen Strom der katholischen Welt mischen, ohne bemerkt zu werden. Niemand fragte ihn dort, ob er glaube, was er bekenne.

Hier, auf protestantischem Boden, in einer kleinen Stadt, wo Jeder den Andern kannte, und wo sein neuer Glaube allen gesinnungsvollen Leuten verhaßt war, würde man ihn, wie er besorgte, wegen dieser dem Hofe gemachten Concession mit Nichtachtung begegnen.

Er mußte die Messe hören und mußte auch nach dem neuen Ritus communiciren.

Man sagt, es sei nur der erste Schritt schwer; allein oft ist es grade der leichteste. Von Hoffnungen getragen, oder in der Erregung des Augenblicks, brin-

gen wir es oft rasch zu einem schweren Entschlusse, und stehen dann zagend den Consequenzen gegenüber.

Vor allen Dingen machte er dem Vater Rauch, dem Beichtvater des Königs, seine Aufwartung. Dieser wohlwollende alte Herr empfing ihn sehr freundlich; sagte ihm aber ganz offen: daß die Noth des Landes sehr groß sei und den König verhindere in gewohnter Weise freigebig zu sein. An ein Reisegeld könne man in diesem Augenblicke noch nicht denken, und auf die Versprechungen aus Rom dürfe er nicht allzu sehr bauen; doch würde er das Mögliche thun, ihm zu seiner Unterstützung eine kleine Summe zukommen zu lassen.

Bald nachher wurden ihm zehn Dukaten übersandt. Winkelmann war in dem Augenblicke ohne alle Mittel zu seiner Existenz. Die armen neunzig Thaler schwanden bei aller Sparsamkeit unter seinen Händen, mit schwerem Herzen sah er ihre Zahl sich vermindern; denn seine täglichen Bedürfnisse mußten davon bestritten werden.

Eine Arbeit, die ihm etwas eingebracht hätte, fand sich nicht; Unterricht hätte er ertheilen können, aber Niemand beehrte ihn zum Lehrer: so nahm er denn diese kleine Summe an.

Friedrich der Große unterstützte Louise Karschin mit 2 Thalern und sie schrieb ihm:

Für der Preußen großen König
Sind zwei Thaler gar zu wenig,
Sie befördern nicht mein Glück,
Darum send' ich sie zurück.

Diesen Stolz der Armuth besaß Winkelmann nicht, weil er zu sehr Philosoph war, um die natürliche Empfindung des Menschen, die sich gegen das Unwürdige auflehnt, über sich herrschen zu lassen.

Wohl war die Noth des Landes groß; allein die Festlichkeiten litten darunter nicht, Oper und Ballet gingen ihren Gang fort, die Castraten sangen in der katholischen Kirche, und das Militair schlenderte müßig durch die Straßen. Diese Alle wurden auf fürstliche Kosten genährt, nur der Schüler des Plato hungerte in seiner Dachstube.

Monsignor Archinto hatte für seine Seele gesorgt, und die große That rühmend dem apostolischen Stuhle berichtet; weiter bekümmerte er sich nun nicht um ihn. Der Gallerieinspector Niedel dagegen, auch ein Convertite suchte ihn auf, geleitet durch das Interesse solcher Befehrten für einander, und bat ihn jeden Sonn- und Freitag sein Gast zu sein. Winkelmann nahm diese Einladung dankend an; denn um nach Rom zu gelangen, mußte er jetzt vor allen Dingen in Dresden nicht Hungers sterben.

An eine Rückkehr in seine alte Stellung war nicht zu denken, wenn gleich der Graf ihm verzieh; denn Bianconi hatte bereits einen seiner Schützlinge, einen jungen Neapolitaner, empfehlen. Winkelmann bezeugnete diesem im Hause des Leibarztes, und war nicht wenig erstaunt, daß Einer so jung an Jahren seine Stelle vertreten sollte. Er redete ihn lateinisch an und ließ sich in eine Unterhaltung mit ihm ein. Allein er fand ihn so überaus unwissend, daß er ihm lachend den Rücken wendete, und den Grafen Büнау in seinem nächsten Briefe bat, mit einem solchen Erzwindbeutel nicht anzubinden.*)

Bianconi versagte darauf seinem Protégé den Zutritt zu seinem Hause, und verhehlte ihm in seinem Unmuth die Ursache seiner Mißstimmung, — die Winkelmann verrathene Unkenntniß der alten Sprachen — nicht. Wüthend schwor dieser Rache.

Die Stunde dazu schlug ihm nicht gleich; allein sie schlug.

Der Gelehrte saß in seinem Dachstübchen, eifrig über seinem Studium der Alten, und ahnte nicht, daß er selbst durch ein unbedachtes Wort der Schmied seines

*) Winkelmann, vertrauliche Briefe.

Schicksals geworden sei und die bei seiner Geburt ihm Unheil verheißende Karte, der er seit lange mit keiner Silbe mehr gedachte, in dieser Stunde die böse Hand für sich gedungen hatte.

Traurig blickte er aus seinem Fenster. Er hatte seine Wäsche und seine Kleider so eben gemustert, und fand so vieles daran zu abgetragen, zu dürftig, um damit in Rom aufzutreten. Wovon aber sollte er eine neue Garderobe bestreiten, wenn sein Unterhalt die Ersparnisse alle aufzehrte? So sollte er demnach das gelobte Land der schönen Künste vielleicht nie mit Augen sehen; denn seinem Körper mehr noch abjudarben vermochte er nicht. Und welche Aussichten boten sich ihm hier, im Fall er gänzlich auf die schönsten Hoffnungen seines Lebens verzichtete? Die Stelle eines Bibliothekars mit 500 Thlr. Gehalt, beim Absterben des Chevalier Constantin? Mußte er diese denn wirklich zum Ziele seines Strebens machen? Sollte damit seine Laufbahn endigen?

Er hatte Deser seit seinem Uebertritte noch nicht wiedergesehen. Beide suchten sich zu vermeiden. Winkelmann, weil er die Rechtfertigung scheute, der Andere, weil er den tief zu Bemitleidenden durch keinen Vorwurf kränken mochte, und doch sein Verfahren nicht

billigen konnte. Er wartete daher ab, bis dieser selbst das Bedürfniß ihn aufzusuchen fühlen würde.

Der Zufall führte sie eines Tages bei Sala zusammen. Winkelmann hatte soeben einen Schoppen Rothwein bestellt, als Dejer eintrat, und, da alle Plätze besetzt waren, neben ihm einen Sitz suchen mußte.

Verlegen begrüßten sich die alten Bekannten. Ein Blick in die Züge Winkelmanns verrieth dem jungen Dejer sogleich, welche schmerzliche Erfahrung die letzte Zeit für diesen gebracht hatte; denn des Künstlers Auge weiß die Linien des Grams zu deuten, und ihrem Ursprunge in der Seele nachzuspähen; die ganze Geschichte der erlebten Täuschungen, des Kampfes mit der Resignation, der Hoffnungslosigkeit eines verfehlten Zieles, lag in diesen tiefen Augenhöhlen und dem fast erloschenen Blicke.

Bewegt reichte Dejer seinem armen seelenkranken Freunde die Hand und drückte sie herzlich.

Winkelmann verstand diese stumme Sprache. Sein Auge leuchtete auf. Er hätte Thränen vergießen mögen, so wohl und auch so weh wurde ihm in diesem Sonnenschein der rückkehrenden Freundschaftsgefühle dieses von ihm so hochgeschätzten jungen Mannes.

Sie gingen zusammen fort.

„Kommen Sie mit auf mein Zimmer,“ sagte Dejer, als sie ihre Wohnung erreichten. „Ich habe noch Einiges mit Ihnen zu reden.“

Er schloß die Thüre ab. Dann legte er beide Hände auf Winkelmanns Schultern und sah ihm tief in die Augen.

„Warum hatten Sie kein Vertrauen zu mir?“ begann er mit weichem, vorwurfsvollem Tone. „Warum gingen Sie zu Fremden mit Ihren Klagen, Wünschen, Hoffnungen, und ließen sich mißbrauchen? Ich hätte Ihnen einen Rath ertheilt, der die Ueberzeugungen des Menschen unangetastet ließ; ich hätte Sie vor sich selbst gerettet, und — Sie würden Ihr Ziel dabei sicherer erreicht haben, als jetzt.“

Winkelmann sank wie vernichtet auf einen Stuhl und schlug die Hände vor das Gesicht. —

„Lassen wir das;“ fuhr Dejer milde fort. „Geschehenes ändern wir nicht. Suchen wir es zu vergessen. Da Sie nun erfahren haben, was auf diesem Wege für Sie zu erreichen war, so versuchen Sie nun ein anderes Mittel: zwingen Sie die Leute durch Ihr Verdienst, Ihnen ihre Protection zu leihen.“

„Wenn ich es könnte!“ stöhnte Winkelmann.

„Sobald Sie es wollen, so können Sie es auch;“ fuhr Dejer wärmer werdend fort. „Jeder Mensch ist

Schmied seines Schicksals. Was Ihnen hinderlich war, ist das Unvermögen, Ihr eigener Rathgeber zu sein. Sie haben stets in der Vergangenheit gelebt, Sie wissen weit mehr von den Sitten Griechenlands und Roms, als von den unsrigen. Wenn Sie am Hofe des Perikles Ihr Glück machen sollten, so könnten Sie allenfalls damit zu Stande kommen; Ihre Mitwelt aber verstehen Sie nicht zu nehmen, und genommen wollen die Menschen sein, sonst gewinnt man sie zu nichts. Gelehrte entbehren vielfach dieses Geschickes, und Künstler nicht weniger. Sie erwarten dann von Umständen, Zufall, hoher Protection, was diese nie leisten, ohne daß man die Fäden dazu spinnt; und Ihre Hand erlernt das nimmermehr. — Sie pochen auf Ihr Wissen? Aber wer genießt die Früchte davon, als Sie selbst bei Ihren Studien? — Sie mischen sich nicht in die Gesellschaft, Sie glänzen nicht. Doch ist dies das einzige Mittel, die Augen auf sich zu ziehen. — Versuchen Sie es also mit der Feder! Schreiben Sie!"

„Aber was?“ fragte Winkelmann erstaunt.

„Was wir so oft mit einander besprochen haben: „über die Nachahmung der Kunst der Alten.“ Was Sie darüber sagen können, hat noch Niemand vor Ihnen gesagt. Wozu nutzen Ihre Studien, Ihre Gedanken,

wenn sie nicht auch der Welt nützen sollen? Bringen Sie sie zu Papier, wir gehen das Geschriebene mit einander durch, ich äße die Kupfertafeln dazu, Sie widmen die Schrift einem großen Herrn und — Ihr Glück ist gemacht. Auf diesem Wege gelangen Sie nach Rom; — auf keinem anderen. Zeigen Sie Ihre eigene Bedeutendheit, dann will Jeder Sie besitzen. Sein Sie nicht nur Etwas, sondern scheinen es auch, damit die Eitelkeit Nahrung an Ihnen erhalte. — Dies ist das Mittel, Protection zu gewinnen.“

„Deser!“ sagte Winkelmann gerührt, und drückte des Freundes beide Hände an seine Brust. „Deser, wenn das wahr wäre? Wenn ich auf diese Weise mein Ziel erreichen und mich selbst wiedergewinnen könnte! Wenn ich wirklich als Schriftsteller etwas zu leisten vermöchte! Deser! Ewig danke ich es Ihnen. Deser! Sie könnten auf mich rechnen, im Leben, wie im Tode.“

„Um des Himmels willen nicht!“ sagte Dieser, seine Rührung verbergend. „Sagen Sie nicht beständig: Erkenntlichkeit verlangen, hieße beinahe Undank verdienen? — Lassen Sie mich also lieber auf nichts Rechnung machen; dann bleibt mir vielleicht, ich sage vielleicht? — in Ihrem Herzen ein freund-

liches Andenken an diesen Tag und diese Stunde bewahrt.“

„Dejer! Wenn ich Ihnen — das — jemals vergessen könnte!“ schluchzte Winkelmann an seinem Halse. —

Sie hielten sich eine Minute lang schweigend umschlungen. —

„Nun aber nicht gesäumt!“ rief Dejer munter. „Machen wir jetzt gleich den Entwurf zu der Schrift. Sie fangen damit an zu erörtern, wie sich der Geschmack bei den Griechen gebildet hat und worin er besteht. Dann gehen Sie über zu den Künstlern, welche die Nachahmung versucht, und beweisen zugleich: daß das Ideal der höchsten Schönheit sich durch Studium der Natur nähre, aber dadurch keineswegs erzeugt werde, — wie man fälschlich behaupten will; — das Urbild der Griechen sei eine bloß im Verstande entworfenen geistige Natur gewesen, und so habe auch Raphael seine Schöpfungen gedacht. Erörtern Sie dies durch Beispiele, gehen Sie die verschiedenen Malerschulen durch, immer mit Bezug auf die Alten; und Sie werden sehen, welches Aussehen Ihre Schrift erregen wird. Sprechen Sie sich nur dreist darin aus, scheuen Sie bestehende Vorurtheile nicht; ziehen Sie auch muthig gegen das

ewige Malen von Heiligen zu Felde, die den Weisen in der Kunst ein Efel und ein Ueberdruß geworden sind; kurz, sprechen Sie sich ohne Rückhalt aus, wie es einem Manne der Wissenschaft geziemt, der sich ein selbstständiges Urtheil über diese Dinge gebildet hat, und — wir wollen sehen!“

„Sie geben mir Muth, ja — Sie geben mir eine neue Seele, Deser!“ sagte Winkelmann mit ganz veränderter Miene. „Habe ich doch nie gedacht, daß diese Kleinigkeiten der Mühe des Schreibens lohnten! — Man glaubt, alle Welt müsse wissen, was man selbst weiß; denn wenn wir eine Sache begriffen haben, kommt sie uns stets leicht vor; nur der Weg zur Erkenntniß ist schwer. — Aber Sie haben Recht! Nicht Alle wandeln diese mühsame Straße, und wenn diese Leute plötzlich dahin gerückt werden, wo ich und Sie jetzt stehen, so mag Staunen sie ergreifen. — Vielleicht erscheine ich diesen Personen eines Tages weniger unbedeutend, wenn sie erst das Resultat meiner Studien vor sich sehen werden, als es bis dahin der Fall gewesen ist, weil ihr Auge nur mein unbedeutendes Aeußere wahrte.“

„Also guten Muth!“ sagte Deser herzlich. „Und nun frisch und froh ans Werk!“

„Ja,“ sagte Winkelmann mit einem zärtlichen Blicke; „wäre es auch nur, um der Freundschaft meines Dejer werth zu sein; denn — was ich auch werde, nur durch Sie bin ich es, erfindungsreicher Mann!“

Achtes Kapitel.

Die Freundin des Nuntius.

Monsignor Archinto eilte, nachdem er Winkelmann seinen Segen ertheilt, sich seiner Prachtgewänder zu entledigen, und bestieg darauf in seiner Kleidung eines Weltgeistlichen der römischen Kirche seine vergoldete Karosse, zwei Diener in Livrée sprangen hinten auf, und fort jagte er in die Ramsche Gasse. Hier wohnte in der ersten Etage eines stattlichen Hauses Frau von Odalinsky, bei der er, ohne sich melden zu lassen, eintrat. —

Eine wunderschöne, stattliche Dame, den dreißigen nahe, erhob sich bei seinem Eintritt. Ihre schlanke Gestalt, deren schöne Fülle sie noch größer erscheinen ließ, umwallte ein schweres grünseidenes Gewand à la Maintenon, mit einem eckigen Ausschnitt der Taille,

welche den weißen Hals, um den sich ein schmales schwarzes Sammetband mit einem Schloß von funkeln- den Diamanten wand, frei ließ. — Die schönen Arme, bis zum Ellenbogen sichtbar, deckten Halbhandschuhe von schwarzer Seide; das hoch aufgebaute Haar war weiß gepudert. Ein Lächeln umspielte den schönen Mund; allein eine leichte Falte zwischen den beiden schwarzen Linien der schön geschwungenen Brauen ließ ahnen, daß ihr Herz von diesem nichts wußte.

Der Nuntius neigte sich auf die weiche, zierliche Hand herab, und führte sie an seine Lippen.

„Gewonnen;“ sagte er. „So eben lehre ich aus der Kapelle zurück, wo ich ihn in unserm Himmel aufnahm. Sie sind meine Schuldnerin, schöne Dame; ich kann Ihnen die Strafe nicht erlassen, denn warum beharrten Sie so eigensinnig dabei, daß mein Konvertite in der letzten Minute noch bereuen und zurücktreten würde? Sie zwangen mich gewissermaßen, Ihnen diese Wette anzubieten, die ich dann so ungalant sein mußte zu gewinnen, weil es meine Eitelkeit kränkte, meine Ueberredungsgabe in Zweifel gezogen zu sehen, nachdem ich von dieser Ihnen gegenüber so glänzende Beweise abgelegt hatte.“

„Sie dürfen auf Ihren Sieg über mich nicht stolz

sein, Monsignor," erwiderte die Dame mit kokettem Lächeln und winkte ihm mit einer vornehmen Bewegung ihrer Hand, neben ihr auf dem Kanape Platz zu nehmen. „Wo das Herz mitredet, findet der Kopf nur schwache Gegenbeweise.“

„Und doch bezweifle ich die Sprache dieses Herzens sehr häufig, weil mir noch nie eine so kalte Schöne vorgekommen ist, wie Sie es sind; auch wenn Sie mir das Gegentheil versichern.“

„Weil Sie nur Römerinnen kennen, Monsignor. Die Sonne Ihrer Heimath erzeugt andere Naturen, wie unser kalter Himmel, unter dem man seine Gefühle vor dem Scepter der Vernunft sich beugen heißt.“

„Und nicht auch dem des Eigennuzes?“ fragte der Italiener schlau. „So gute Köpfe sollten billigerweise auch gute Rechenmeister sein.“

„Sie werden beleidigend, Monsignor," erwiderte die Dame kalt, und machte Miene sich zu entfernen. — Der Nantius hielt sie sanft zurück.

„Sie dürfen nicht so empfindlich sein, schöne Frau!" sagte er begütigend. „Wir Südländer legen nicht jedes Wort auf die Waagschale und nehmen nicht Alles auf die Spitze. — Man muß Scherz verstehen. Das ist ja die Würze des Lebens.“

„Dann müssen die Scherze auch keinen beleidigenden Sinn enthalten,“ sagte sie vornehm. „Doch, von etwas Anderem. — Ich habe also im Ernste meine Betten verloren? — Der arme Winkelmann ist wirklich übergetreten?“

„Zweifeln Sie noch daran!“

„Dann muß die Noth bei ihm sehr groß gewesen sein,“ bemerkte sie mitleidig.

„Oder auch sein Ehrgeiz!“ warf der Nuntius höhniſch ein.

„Monſignor!“ rief die Dame, und ein Blick ihres Auges traf ihn, welcher den Ausdruck ihrer Züge auf eine Minute lang völlig veränderte.

„Ist denn der Ehrgeiz eine Untugend?“ fragte er achſelzuckend. „Wenigstens sind alle großen Männer durch diese Eigenschaft groß geworden, und alle bedeutenden Frauen haben nur damit eine Stellung in der Welt gewonnen.“

„Sie werden ihn nun abreißen lassen?“ fragte die Dame, ohne auf seine letzte Bemerkung einzugehen.

„Versteht sich!“ sagte der Nuntius lachend.

„Wann geht er?“

„Sobald der König ihm das Reisegeld giebt.“

„Der soll es geben?“ fragte sie verwundert.

„Wer sonst?“

„Und wenn er es nicht giebt, so ist der arme Mann vergeblich übergetreten,“ sagte sie angstvoll.

„Wenn ich nur errathen könnte, warum Sie so lebhaften Antheil an seinem Schicksale nehmen?“ fragte der Priester, sie mit seinen kleinen klugen Augen scharf fixirend. „Schon oftmals habe ich Sie darum befragt, ohne eine genügende Antwort zu erhalten.“

„Weil Sie einen Grund voraussetzen, der nicht vorhanden ist; mein Interesse an seiner Person. Ich nehme nur Theil an seinem Schicksale, insofern es dem meinigen gleicht.“

„Da scheint mir denn doch ein großer Unterschied obzuwalten,“ jagte der Nuntius mit zweifelnder Kopfbewegung.

„Daß ich nicht wüßte. Wir Beide sind das Opfer der Verhältnisse, wir können unser Ziel nicht erreichen, ohne diesen Schritt, das seinige wie das meinige ist Rom.“

„Dann wollen wir beten, daß es nicht von Ihnen Beiden heiße, Sie hätten die Rechnung ohne den Wirth gemacht,“ sagte der Nuntius mit Mühe das Lachen unterdrückend.

„Sie leiden wieder einmal an einer Anwandlung

jenes tollen Humors, welcher Sie zu Zeiten unleidlich macht," sagte Frau von Odalinsky unmuthig. „Sie haben freilich den Ernst des Lebens nie kennen gelernt, Ihr Schicksal hat Sie auf sanften Wogen getragen, Ihre Wünsche und Ansprüche an das Leben sind Ihnen, wie reife Früchte in den Schooß gefallen, und selbst Ihr Gewissen machte Ihnen nie eine schwere Stunde, weil Ihre Kirche Verzeihung für jeden Fehltritt des Menschen auch dem Priester bietet. Eine solche Lage muß freilich eine andere Gemüthsstimmung erzeugen, als die meinige, die die eines armen, betrogenen, gemißhandelten Weibes ist, das ohne Schuld den Fluch der Sünde auf sich nehmen mußte. Ihr Männer habt es nun einmal gut in allen Stücken: Euch richtet die Welt nicht, wie sie uns richtet, die sie schon um des Scheines willen verdammt. Wo wir diesen nicht retten können, sind wir in den Augen der Menge verloren. Die Gesellschaft stößt uns aus, die Guten verachten uns; darum auch leidet es mich nicht länger auf diesem Boden. Ich bitte Sie, Monsignor, lassen Sie uns abreisen!"

„Sie wissen, schöne Isabella, daß jeder Ihrer Wünsche mir Befehl ist; allein Sie kennen auch die Unmöglichkeit Ihnen in einer Sache zu willfahren, die nicht von

mir abhängt," sagte der Nuntius mit mehr Ernst. „Ich muß auf meinem Posten ausharren, bis der Papst mich abrufen. Doch wird dies sehr bald geschehen.“

„Sie hatten mir versprochen, daß wir nur einen Winter in Dresden bleiben würden!“ stieß sie heftig werdend heraus. „Wie Sie den armen Winkelmann jetzt täuschen, so haben Sie auch mich getäuscht. Immer wieder heißt es: daß wir in nächster Zeit abreisen werden, und diese nächste Zeit hat sich nun schon auf Jahre ausgedehnt.“

„Sie wissen, daß ich hier nichts ändern kann,“ sagte der Priester achselzuckend.

„Weil Sie nicht ernstlich daran denken, weil Sie kein Mitleid mit meiner Lage empfinden, weil Sie nur auf sich Rücksicht nehmen, — wie das so bei Männern ist — und meine Pein, mein Elend, meine Scham und meinen Schmerz nicht verstehen wollen!“

Ihr Zorn ging bei den letzten Worten in Wehmuth über, helle Thränen perlten über ihre Wangen, und was ihr Unmuth nicht vermocht hatte, erreichte sie durch ihre Trauer. Der Priester ergriff ihre Hand und sagte milde:

„Aber wahrhaftig, cara Isabella, was fehlt Ihnen denn eigentlich? Was vermiffen Sie hier? — Ich wüßte nicht, in welcher Art Ihre Lage jetzt schlimmer wäre,

als sie es sonst gewesen ist? — Sie dürfen nicht am Hof erscheinen; aber das durften Sie früher ja auch nicht. Die Damen der großen Welt suchen Sie nicht auf. Dagegen aber liegen Ihnen unsere elegantesten Herrn zu Füßen. — Sie besitzen jeden billigen Lurus, jeder nicht übertriebene Wunsch ist Ihnen gewährt und ein Freund, auf den Sie rechnen können, steht Ihnen schützend zur Seite. Ich kann also wirklich Ihre Gile von hier fortzukommen, nur die Laune einer schönen Frau nennen; weil ich keinen vernünftigen Grund dafür aufzufinden vermag.

Frau von Odalinsky hatte während dieser Rede sanft fortgeweint. Sie sah ihn jetzt durch ihre Thränen mit einem Blicke so unbeschreiblicher Trauer an, daß der Ausdruck erschütternd wirkte.

„Sie sagen, es gehe mir jetzt nicht schlimmer als sonst?“ begann sie dann, während ein tiefer Seufzer die verneinende Kopfbewegung begleitete. „Wie so ganz äußerlich fällt hier wieder Ihr Urtheil aus! Ist es doch, als ob Sie nie in die Tiefen einer Menschenbrust hinab zu steigen vermöchten; und doch sollte ein Priester grade das verstehen. Können Sie denn den unermesslichen Unterschied nicht begreifen, den eine Lage, die die Hoffnung ausschließt, zu einer solchen bietet, wo man nur

momentanen Verhältnissen sich beugt, und von jeder Minute die Erfüllung aller Wünsche erwartet?"

„Ich habe es nie faßen können, daß Sie die Thorheit Ihrer Ansprüche nicht begriffen,“ sagte der Nuntius, sie mit Verwunderung betrachtend. „Wie war es möglich in allem Ernste zu glauben, man könne Sie so hoch erheben wollen? Kam Ihnen denn niemals der Gedanke an eine beabsichtigte Täuschung?“

„Nie!“ sagte die schöne Frau niedergeschlagen. „Ich trug ja das Zeugniß des Geistlichen bei mir, von dem die heimliche Trauung vollzogen war. Wie konnte ich da dem Zweifel erliegen? Ich hielt mich für eine rechtmäßige Frau und wartete geduldig den Zeitpunkt ab, mich so vor der Welt anerkannt zu sehen. Bilder des Glückes kürzten meine Einsamkeit. Ich malte mir die Freude, die Ueberraschung der Meinigen aus, ich genoß des stolzen Triumphes, das ihnen zugesügte Weh vergüten zu können. Vermögen Sie mir es nicht nachzuempfinden, wie solche Zukunftsträume der Gegenwart alles Herbe nehmen und mich mit heiterem Muth auch das Schwerste ertragen ließen?“

„Freilich, wenn dieser Glaube so fest stand wie Sie sagen,“ erwiderte er, die Augenbrauen in die Höhe ziehend. „Es ist nur das mir unbegreiflich! Ver-

suchte man denn nie Ihnen dies schriftliche Zeugniß zu entwenden?"

Ich trug es auf meinem Herzen, es verließ mich nie, und eher hätte man mir mein Leben entreißen können, als dies Papier." Sagte sie schmerzlich.

"Und ist es noch immer auf dieser Stelle?" fragte der Priester weiter.

Die Thränen der schönen Frau versiegten, so wie er dies sagte. Ihr Auge sprühte. Ihre Lippen zuckten, bevor sie die Erwiderung darauf herausstieß.

"Dolch und Gift ist an die Stelle getreten," sagte sie in abgebrochenen Sätze. „Als er mir lachend den Priester zeigte, zerriß ich es in tausend Stücken. Dann kaufte ich die Waffe. Und wäre jene Nacht nicht die letzte seines Lebens gewesen, so hätte diese Hand das Werk verrichtet. Haß, glühender Haß füllte meine Seele. Auf solche Weise verrathen, von einem solchen Bösewichte um das Glück seiner Jugend betrogen zu sein, — das forderte Rache. — Es thut mir heute noch weh, den Durst danach nicht gestillt zu haben."

"Sie waren also wirklich ganz unschuldig an seinem plötzlichen Tode? Sie haben mir die näheren Umstände nie mitgetheilt, und somit hegte ich stets den geheimen Gedanken, Sie müßten in irgend

einem Zusammenhange damit stehen. Vielleicht die Aufregung?" —

„Aufregung!“ unterbrach ihn die schöne Frau, und erglühte. „Aufregung ja; aber nicht durch mich. Kalt wie Eis trat er mir entgegen. Meine Vorwürfe, meine Thränen belästigten ihn. Es war ein Zeitvertreib, wodurch das Einerlei seines Lebens in Chambord unterbrochen ward. — Pötzlich aber veränderte sich die Scene. Ein Diener überreichte ihm ein Billet, er las es, ein freudiges Lächeln der Ueberraschung malte sich auf seinem Gesichte.“ „So ist sie da!“ entfuhr ihm; aber schnell sich fassend, fand er eine Entschuldigung für diesen Ausruf, sah mich an, war unschlüssig, sah mich wieder an, und befahl seinen Kammerdiener zu rufen. Als dieser eintrat, stellte er mir ihn vor — und ich erkannte die Züge des Mannes, welcher den Segen über meine Ehe gesprochen hatte.

Ich verstummte im ersten Momente vor dem entsetzlichen an mir geübten Betrug.

Dann aber gab der Zorn mir Worte. Ich erhob mich und schwur Rache; im nächsten Momente brach ich ohnmächtig zusammen.

Als ich das Auge wieder aufschlug befand ich mich allein. Zufällig fiel mein Blick auf ein am Boden

liegendes Papier, und eine mir unflärliche Neugierde zog mich es aufzuheben und zu entfalten. Es war ein Brief von dem Minister der Polizei in Paris, welcher meldete: daß Mademoiselle de Chantilly, verheirathete Favard, unter keiner Bedingung die ihr gemachten Vorschläge habe annehmen wollen, man sei daher gezwungen gewesen, ihr mit Gefängniß zu drohen, worauf sie denn nach Chambord aufgebrochen und in Begleitung des Ueberbringers dieses Schreibens bei dem Herrn Marschall eintreffe, der nun nach Belieben über sie verfügen möge; doch bitte man sie nur kurze Zeit zurück zu halten, da das Théâtre français seine beliebteste Schauspielerin nicht auf lange entbehren könne. Der Herr Polizeiminister hoffe, daß der Herr Marschall dieses Dienstes bei Gelegenheit eingedenk sein werde.

Mein Haar sträubte sich nach Lesung dieser Zeilen. Jetzt erst glaubte ich an mein Schicksal, jetzt erst kannte ich dessen ganzen Umfang.

Ich war eine nur von Hunderten solcher armen geopferten Seelen.

Aber auch ein Entschluß stand in mir fest. Nicht länger sollte der Mädchenräuber sein Handwerk treiben. Mit Mademoiselle de Chantilly endige seine ruchlose Bahn, sagte ich mir. — Ich legte den Brief an den Platz zu-

rück, wo ich ihn gefunden und eilte fort. Niemand bemerkte mich. — Ich erreichte meinen Gasthof, bestellte Postpferde auf Mitternacht, versah mich mit Geld, und suchte nun im Orte nach den Mitteln zur Vernichtung des Mannes, dem auf immer anzugehören noch vor wenigen Stunden mein Stolz war. Gold überwindet jede Schwierigkeit. Ich bestach die Wachen, ich bestach die Diener, und wartete nun auf den gelegenen Augenblick. Man hatte mich in eine Garderobe verborgen, von wo ich genau hören konnte, was im Zimmer vorging.

Ein Souper wurde servirt.

Durch die Spalte der Thüre konnte ich die bleiche Miene der unglücklichen Frau gewahren. Ich wartete nur, bis die Diener sich zurück gezogen hätten, um hervorstürzen. Schon hörte das Gehen und Kommen auf, die Speisen waren abgetragen, der Champagner hatte zu sprudeln aufgehört. Ich horchte. Leiser und leiser wurden die Stimmen. Die Lichter waren zum Theil verloschen. „Seht!“ dachte ich. „Seht!“

Da zerriß ein jäher Schrei die Lüfte, — ein Röcheln folgte.

Was weiter vorging — ich weiß es nicht mehr. — Das Schicksal war mir zuvor gekommen, der Tod hatte ihn ereilt.

Man zog mich fort aus meinem Verstecke, mechanisch ließ ich mich führen, bestieg den Wagen; — „das Weitere ist Ihnen bekannt.“

Der Nuntius hatte ihr aufmerksam zugehört. Sein Auge ruhte während der Erzählung fest auf ihr.

„Also sind Sie wirklich ganz unschuldig an seinem Tode?“ sagte er, als sie geendigt, wie überrascht. „Das können Sie fragen?“ rief sie erglühend. „Wie man sich doch irren kann!“ fuhr er ruhig fort. „Mir wurde mitgetheilt, Sie hätten mit Mademoiselle de Chantilly gemeinsame Sache gemacht, deren Kleider angezogen und den Marschall völlig getauscht; darauf, so wie Sie sich mit ihm allein befunden, wäre sein Tod erfolgt, ob in Folge eines ihm in sein Getränk gereichten Pulvers, oder — sonst in Folge seiner natürlichen Aufregung — gleichviel, er wäre unter Ihren Händen gestorben.“

„Wer sagt das?“ rief Frau von Odalinsky freidebleich, und ihre Augen ruhten herausfordernd auf dem Priester. „Von wem kann diese Behauptung kommen als — als von Ihnen?“

„Von Jemand der an Ort und Stelle halb und halb Zeuge war,“ sagte der Nuntius ganz gelassen. „Als ich Sie damals in Paris traf, und Ihr früheres Verhältniß zu dem Marschall von Ihnen erfuhr, gab

ich sogleich Auftrag der Schlussscene nachzuforschen, Sie wissen, welche Mittel unser Orden in dergleichen Fällen uns an die Hand gibt — und man berichtete mir, was ich Ihnen soeben mitgetheilt habe.“

„Sie halten mich also eines Mordes für schuldig? Sie glauben dieser Lüge?“ fragte sie athemlos.

„Ob Sie Ihren Plan ausgeführt haben, oder bei der Absicht stehen geblieben sind, ist ja vor dem Richter des Gewissens einerlei,“ sagte der Priester achselzuckend, „und nur die Welt macht hier einen Unterschied. Unsere Kirche aber hat für Beides Vergebung, in ihren Schooß wurden Sie aufgenommen, wir haben Ihnen die Absolution ertheilt; — damit ist Alles ausgeglichen, was als Schatten auf Ihrer Vergangenheit ruhte.“

„Aber Sie glauben demungeachtet an meine Schuld?“ fragte sie, ihr Auge fest auf ihn gerichtet.

„Ich glaube nur, daß Sie unbeschreiblich schön in diesem Augenblicke sind, und daß es schwer ist, für ein Lächeln von Ihnen nicht seine Seligkeit zu verkaufen,“ sagte er galant.

Neuntes Kapitel.

Die Abreise nach Rom.

Züngsten, das liebliche Fest war gekommen, der Maibaum stand in allen Wohnungen aufgezflanzt und die ganze Bevölkerung Dresdens war schon in den Frühstunden auf den Füßen, um den herrlichen Morgen zu genießen.

Die Freude an der Natur ist ein eigenthümlicher Zug im Naturell der Sachsen, und namentlich der Bewohner der Hauptstadt. Jede den nothwendigen Geschäften des Lebens abzumüßigende Stunde bringen sie im Freien zu. Ein sanftes Hinbrüten bemächtigt sich dann ihrer. Die Männer senden Rauchwolken in die Luft, die Frauen stricken, gesprochen wird wenig, gedacht nicht viel mehr; — es ist ein süßes Dufeln, dem dolce far niente des Südländers nicht unähnlich.

Die schönen Künste sind hier nicht aus dem Bo-

den selbst hervorgewachsen, es waren fremde Reiser, von den sächsischen Fürsten während ihrer Glanzperiode, bevor noch der siebenjährige Krieg das Land entkräftet, gepfropft, genährt und gepflegt. Auch heute noch sind sie exotische Pflanzen.

Sie förderten die Bildung des Geschmacks und namentlich hat sich bei den Bewohnern Dresdens ein sehr feiner Sinn für das Theater und die Oper ausgeprägt. Ihre wunderschöne Gemäldegallerie dagegen, so wie ihre Gipsabgüsse und die Schätze ihrer Kupferstichsammlung lassen sie kalt, nur wenige kennen sie; um sich dafür zu interessiren, muß man mehr mit sich, als außer sich leben, und Begriffe und Gedanken zu erweitern suchen, wozu eine Thätigkeit des Geistes gehört, welche die Bewohner Dresdens nicht besitzen; sonst hätte die Stadt lange schon den Namen eines zweiten Athen verdient. —

Winkelman stand mit Dejer am Fenster und sah hinab auf die Straße, wo es am Pfingstsonntag von bunten Gestalten wimmelte. Sie wohnten jetzt nicht länger in der engen Frauengasse, sondern in der Neustadt in der breiten, luftigen Königsstraße, im Hause des Doktor Richter, und auch nicht mehr in so luftiger Höhe. Beide sahen heute sehr heiter aus.

„Setzt also hat die entscheidende Stunde geschlagen“, sagte Dejer, nach seiner Uhr sehend. „Noch vor der Messe wollte Pater Rauch Ihre Schrift dem Könige überreichen. Damit wendet sich Ihr Schicksal! Ich kann den Erfolg kaum erwarten.“

„Wollte Gott, daß dem so wäre!“ erwiderte Winkelmann sehr aufgeregt. „Wer so lange den Fluch großer Demüthigung ertragen hat, kann sich nicht schnell an den Gedanken gewöhnen, sein Haupt erheben zu dürfen. Ist Seine Majestät mit der Schrift zufrieden, so sieht mich der ganze Hof mit andern Augen an, oder vielmehr, so sehen mich plötzlich alle jene Augen, für die ich bis dahin eine wesenlose Gestalt war. Ich bin selbst begierig zu erfahren, wie es auf mich wirken wird, wenn man mich mit Auszeichnung behandelt.“

„Es wird Ihr Selbstgefühl heben, und dessen bedürfen Sie gar sehr, lieber Winkelmann!“ sagte Dejer warm.

„Ja wahrhaftig, Dejer, dessen bedarf ich!“ erwiderte Winkelmann, tief aufseufzend. „Denn Worte sprechen es nicht an, was ich seit meiner unnützen Befehung gelitten habe! — Ich hoffte damit mein Ziel zu erreichen, und — schließlich förderte es mich in nichts. Geschämt habe ich mich, als ich in der Messe vor Aller Augen hinknien mußte.“

„Ich merke überhaupt, wie viel mir zu meiner Eeligkeit fehlt. Wenn ich mit der rechten Hand die Kreuze machen soll, so meldet sich die linke, zum großen Vergerniß Derer, die neben mir sind.“

„Ich habe auch von Neuem gebeicht, allerhand schöne Sachen, die sich besser im Latein, als in der Frau Muttersprache sagen lassen. Man hat hier Gelegenheit, mit Petronio und Martiali zu sprechen: je natürlicher, je aufrichtiger. Sieben Vaterunser und sieben Ave Maria sollte ich beten. In der ersten Beichte waren es zwei von jeder Art mehr, und mit Recht. Man sieht daraus, daß die heilige Kirche eine sehr gütige Mutter ist. Zum Unglück kann ich das Ave nicht beten; Paternoster brauche ich nicht; es kommt aus der Mode, bis auf die Böhmen.“

„Wenn Sie so humoristisch von Ihrem neuen Glauben reden, werden Sie viele Gläubige erwecken!“ sagte Deser lachend. „Apropos! Haben Sie auch davon gehört, daß der König von Preußen in Ihre Fußstapfen zu treten beabsichtige?“

„In der That! Nein, davon weiß ich noch nichts, der wäre ein Profelyt, mit dem man den ganzen katholischen Himmel in Aufruhr bringen könnte.“

„Man glaubt es, weil ein preussischer Hofrath

hier ist, der ehemals aus einem Stifte der Augustiner Herrn in Prag entsprungen, ein Lutheraner, Professor zu Frankfurt an der Oder und nachher 15 Jahre als Hofrath in Berlin gelebt hat. Er ist durch eine Heirath zu einem großen Vermögen gekommen, ist baronisirt, und gewillt, nach vorhergegangener Absolution nach Rom zu gehen. Er heißt von Dobrosław.

„Den kenne ich“, versetzte Winkelmann. „Er hat mir aber nie ein Wort davon gesagt, daß wir uns Hoffnung auf seinen König machen könnten.“

„Vielleicht ist es ein leeres Gerücht, wie so viele über diesen großen Mann. Aber schade! Da die Proselyten zu einander halten, wie die Freimaurer, so hätte es Ihnen von Nutzen sein können! Jetzt, wo Sie über die schmerzlichen Empfindungen hinaus sind, welche Ihr Uebertritt Ihnen anfangs verursachte, muß man aus einer unangenehmen Sache das Gute zu entnehmen suchen, das auch in jedem Uebel liegt. Gestehen wir es uns immerhin, trotz des Werthes Ihrer Abhandlung über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Baukunst hätte Seine Majestät Ihre Zueignung schwerlich angenommen, wodurch Ihre Schrift doch gleichsam empfohlen wird, wenn Vater Rauch Sie

nicht eines besonderen Schutzes würdigte, und die Ursache dazu ist und bleibt Ihr Uebertritt.“

„Deser!“ sagte Winkelmann, seine Hände auf dessen Schulter legend und ihn mit seinen schönen, flugbraunen Augen mit innigem Dankgeföhle anblickend. „Der Himmel segne Sie für dies Zugeständniß! Nichts thut so weh, als ein großes Opfer unnütz gebracht zu haben! Sie nehmen diesen Fluch von mir und sprechen mich damit selig!“

Deser ergriff seine Hand und drückte sie herzlich. „Sie sollten keinen so hohen Werth auf meine Meinung legen“, sagte er gutmüthig. „Man muß sein Selbstgeföhle dem Tadel Anderer entgegen zu setzen wissen. Jetzt aber ist es Zeit für Sie, aufzubrechen. Um zehn Uhr ist der Minister am leichtesten zugänglich.“

Winkelmann begab sich nun unverzüglich in das Palais des Grafen Brühl, den man, während der König noch in der Messe war, meistens zu Hause antraf. Er ließ sich melden und wurde heute sogleich vorge lassen.

Stehend empfing ihn der mächtige Mann, und erwiderte die tiefe Verbeugung des Eintretenden mit einem gnädigen Nicken seines schön frisirten Hauptes;

dann erwartete er dessen Anrede, ohne ihn zum Sitzen einzuladen.

„Ich erlaube mir Euer Excellenz in Demuth meine Schrift über die Nachahmung der alten Kunstwerke zu überreichen, und bitte unterthänigst, sie gnädigst von mir anzunehmen.“

Auf diese höfische Anrede streckte Graf Brühl seine weiße, von Brillanten funkelnde Hand, die Manchetten von kostbaren Brabanter Spitzen umgaben, gnädig aus und empfing das bescheiden aussehende Werk des Gelehrten.

„Ich weiß schon von Ihrer Arbeit, mein lieber Winkelmann!“ sagte er huldvoll. „Ich komme von Seiner Majestät, der ich immer vor der Messe meine Aufwartung mache, wie Sie vielleicht wissen, und Seine Königliche Hoheit geruhten Sich sehr gnädig darüber auszulassen. Höchstdieselben hatten es freilich noch nicht gelesen; aber Sie waren durch den Bericht des Vater Rauch sehr zu Ihren Gunsten gestimmt, und hatten einen Blick hinein geworfen, der Sie einigermaßen über den Inhalt belehrte. Kein Zweifel, daß Sie manches Neue über die Kunst der Alten darin gesagt haben, wodurch unsere Schule gewinnen kann! Sie können nun überzeugt sein, daß man Sie in ent-

sprechender Weise bei geeignetem Falle employiren wird. Adieu, mein lieber Winkelmann!"

Er winkte ihm gnädig seinen Abschied und der Gelehrte entfernte sich ganz entzückt über den huldvollen Empfang.

Als er auf die Töpfergasse hinaustrat und der Brücke zuschritt, kam es ihm vor, als sei er ein Anderer geworden; die Leute grüßten ihn, wie er meinte, viel freundlicher und er selbst neigte sich dabei nur halb so tief, wie sonst.

Statt nach Hause zu gehen, wandte er sich wieder der Altstadt zu. Vielleicht daß seine Bekannten schon von der Schrift etwas wußten. Es waren freilich, damit sie nicht zu allgemein werde, nur 50 Exemplare gedruckt, ein Wunsch, der uns heute mit Befremden erfüllt, wo jeder Autor die möglichst große Verbreitung seiner Werke und die damit wachsende Popularität ersehnt; allein gerade in den ihm bekannten Kreisen konnte dennoch bereits davon die Rede sein.

Er begab sich vorerst zu Bianconi.

Dieser kam ihm mit offenen Armen entgegen und legte seine sonstige Protektionsmiene völlig ab. „Lieber Winkelmann“, rief er ihm schon beim Eintritt entgegen, „wie stolz bin ich heute, Sie unter die Gäste

meines Hauses zu zählen! Ich habe Ihre Schrift schon vor einigen Tagen von Walthier erhalten und nicht nur gelesen, sondern verschlungen. Sie ist höchst geistvoll, höchst pikant! Ich werde sie überzeugen. Die Gräfin Löwendal, nicht weniger davon entzückt, als ich, will mir darin beistehen. Mein Vaterland darf des Vortheiles nicht beraubt sein, durch diese neuen Ansichten von der Kunst der Alten erleuchtet zu werden. Ich werde sie auch dem Ritter Mengs nach Rom zusenden. Schade daß die Zahl der Abdrücke so gering ist! Dem nachzuhelfen habe ich gleich zwei Abschriften für mich bestellt.“

„In der That!“ sagte Winkelmann, ganz roth vor Vergnügen. „Sie sind also wirklich mit dem Inhalte ganz zufrieden? Sie fanden Ihnen neue Gedanken darin?“

„Wie sollte ich nicht!“ rief Bianconi warm. „Und hören Sie nun gar erst unsere Kurprinzessin! Deren Gunst haben Sie vollends damit gewonnen. Sie will Sie kennen lernen. Ich muß Sie den jungen Herrschaften vorstellen.“

„Ich bitte auf diese Ehre verzichten zu dürfen,“ warf Winkelmann ängstlich ein. „Ich halte es für weit erspriesslicher die Gnade, den fürstlichen Personen bekannt

zu werden, bis zu meiner Rückkehr von Rom hinausgeschoben.“

„Es wird Ihrer Abreise jetzt kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden,“ fuhr Bianconi huldvoll fort. „Machen Sie sich daher fertig aufzubrechen. Da Sie ohne Zweifel jetzt über Bologna gehen, so will ich Sie meiner Familie empfehlen, bei der Sie dort einige Tage zubringen können. Ließe sich eine passende Reisegesellschaft für Sie ermitteln, so wäre das freilich das Beste für Sie, weil Sie der Sprache nicht mächtig sind. Wir wollen uns danach umsehen. Der Kurprinz hat mir aufgetragen, Ihnen in aller Weise förderlich zu sein, und sein Befehl spricht nur meine eigenen Wünsche aus.“

„Winkelmann wußte kaum, was er auf so viel Verbindliches erwidern sollte. Er empfahl sich voll Hoffnung und Dank, fast beschämt über so große Anerkennung wegen eines ihm nur gering scheinenden Verdienstes.

Wer ihm von seinen näheren Bekannten aufstieß, eilte auf ihn zu und überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Glückwünschen. Trat er in eine Gesellschaft, so drängte man sich mit Fragen um Erörterungen dieses oder jenes Sages in seiner Schrift an ihn. Besonders

waren es die Künstler, denen es an Aufschluß lag, da sie selten griechisch verstanden, und was er in der Broschüre mittheilte, erfuhren sie hierdurch zum ersten Male.

Herr von Hagedorn suchte ihn eines Tages sogar in seinem Stübchen auf, um Aufschluß über verschiedene Punkte zu erlangen.

„Wie sehr bedaure ich, Sie nicht näher kennen gelernt zu haben; und nun reisen Sie ab, wie ich höre!“ bemerkte er artig. „Wissen Sie wohl, daß ich Ihnen vieles zugetraut hätte, nur nicht den kühnen Ausfall über die Armaturen und Trophäen auf dem Schlosse Hubertsburg? Dieser Muth hat mir ganz besonders an Ihnen gefallen. Wir freien Reichsstädter schätzen und verehren nichts höher als eine freie und kühne Sprache.“

Winkelman lächelte.

„Ich hatte meines Freundes Deser Rechtfertigung zu übernehmen,“ sagte er heiter. „Dieser hatte für Matielli, dem er zu seinen architektonischen Werken meistens die Zeichnungen liefert, eine Diana mit ihren Nymphen gezeichnet; allein der Hof verwarf das und ließ etwas Anderes hinsetzen. Diese Kränkung, welche der Mangel eines guten Geschmacks ihm zufügte, wollte ich gut

machen. Ich glaube, daß es mir gelungen ist, darzuthun, wie unrecht man verfuhr.“

„Völlig!“ rief Hagedorn warm. „Weil Sie mit Waffen kämpfen, die kein Anderer führen kann, so mußten Sie auf dem Felde der Sieger bleiben. Aber welche umfassenden Kenntnisse der Vorzeit haben Sie sich erworben! — Nichts hat mich mehr überrascht in Ihrer Schrift, als die Bezeichnung der Schönheitslinie. Sie sagen: das Völlige in der Natur unterscheide sich von dem Ueberflüssigen durch eine Wenigkeit, und die größten neueren Meister seien über diese Grenze nach beiden Seiten hin abgewichen. Der einen ausgehungerten Contour vermeiden wollen, sei in die Schwulst verfallen, und so umgekehrt. Auch was Sie über den Zweck der Kunst sagen, daß sie nicht nur Vergnügen gewähren, sondern auch belehren solle, daß der Pinsel des Künstlers in Verstand getunkt sein müsse, gefällt mir ungemein; denn viele hegen die Ansicht, das Schöne beruhe nur in der Empfindung.“

„Wozu hätte denn Prometheus seiner Statur den Geist eingehaucht, wenn die todte Masse, ohne das ewige Feuer, das aus dem Auge zu uns spricht und in

jedem Zuge einen Gedanken verräth, uns nicht kalt ließe?" erwiderte Winkelmann heiter.

„Wenn Sie von Rom wiederkehren, müssen Sie recht oft zu mir kommen!" sagte Hagedorn endlich Abschied nehmend. „Auch werden wir ganz gewiß Alles anwenden, Sie uns recht bald wiedergegeben zu sehen. Von Dietrich soll ich Ihnen sagen, daß er Ihnen mit Vergnügen eine Empfehlung an seinen Freund Mengs mitgeben würde. Diese wird Ihnen, wie ich glaube, von großem Nutzen sein, denn er steht in Rom in großem Ansehen und kennt alle bedeutenden Personen, sowohl Fremde, als Einheimische."

Dankend nahm Winkelmann das Anerbieten an. Er wußte sich jedoch kaum zu fassen, so überwältigend wirkte sein neues Glück auf ihn.

Niemand war jedoch froher über diese Wendung der Dinge, als der herrliche Deser. Während Winkelmann in sich gefehrt darsaß, und vor Freude keine Hand rühren konnte, lachte und sang jener, und machte tausend tolle Streiche.

Die vielen Jahre kümmerlichen Lebens ließen sich nicht mit einem Federstriche vernichten. Winkelmann glaubte noch nicht an sein Glück. Man hatte ihn so oft durch Worte und Versprechungen getäuscht, daß sein

Herz auch jetzt immer wieder rief: „Es wird dennoch aus der Reise nichts werden.“

Zwischen Hoffen und Fürchten schwanden die Tage hin, er besorgte Wäsche und Kleider, packte einige Bücher ein, zeichnete seine Reiseroute, und rief dazwischen wieder und wieder: „Es wird dennoch aus der Reise nichts werden!“

Da endlich wurde eines Morgens die Anweisung auf eine Pension von 200 Thln. in seine Hand gelegt. Jetzt hatte er es schriftlich; jetzt hörte der Zweifel auf. Der höchste Wunsch seines Lebens war erreicht, er sollte die ewige Stadt, er sollte das alte Rom sehen; der Freudenrausch hätte ihn fast getödtet, so gewaltig erschütterte die Erfüllung dieser Hoffnung seines ganzen Lebens sein Gemüth.

Er schrieb unter nachfolgendem Datum an den Grafen von Büchau.

Dresden, den 15. September 1755.

Ich stehe im Begriff, meine Reise nach Italien anzutreten.

Ihr Excellenz hohe Gnade wird mir ewig gegenwärtig und unschätzbar bleiben. Sie erfordert ein öffentliches Denkmal meiner Dankbarkeit und ich

wünsche, daß ich geschickter werden möge, es künftig mit Würdigkeit abzulegen. Ich erwarte Euer Excellenz hohe Befehle, wo mich Dieselben zu einem Dienste gebrauchen.

Euer Excellenz ꝛc.

Dann eilte er, seinen Paß in Ordnung bringen zu lassen, und allen Bekannten jubelnd und doch mit thränendem Auge ein letztes Lebewohl zuzurufen. Auch Rabener suchte er auf seiner Steuerstube auf. Auf Wiedersehen! tönte aus jedem Munde. Aber ach! Sie alle hatten ihn zum letzten Mal gesehen.

Zehntes Kapitel.

Auf klassischem Boden.

Unter dem Schutze eines großen, mit Wachseleinwand überzogenen Regenschirmes schritt am 18. November des Jahres 1755 ein Fremder, mit leuchtenden Blicken die Gebäude messend, durch die Straßen des alten Roms. Es war um die Zeit der Vesper. Einzelne Personen gingen um die Abendandacht zu verrichten, den Kirchen zu; diesen folgte er und trat mit ihnen in St. Pietro in Vaticano ein, wo vor einer kleinen Anzahl von gläubigen Seelen so eben die Lanze, das Kreuz und il Volto Santo ausgebreitet ward.

Er setzte sich, um von dem langen, raschen Gange auszuruhen.

Erst vor wenigen Stunden hatte der Vetturino ihn in der Locanda am Spanischen Plage abgesetzt. Ohne

ein Bedürfniß des Hungers zu befriedigen, war er fortgeeilt die „ewige Stadt“ zu sehen. Die ganze Vorkwelt tanzte dabei vor seinen Blicken. An jedes Mauerwerk heftete sich ein Stück Weltgeschichte, aus den Pflastersteinen unter seinen Füßen wuchsen ihm Dichter und Kaiser empor, durch die Triumphbögen zog er mit ihnen die *via sacra* hinauf in das Capitol ein und opferte auf den Altären der heidnischen Gottheiten, die der Glaube des Volkes einst heilig halten hieß.

Die Gegenwart war für ihn nicht da; die Kirche, der Weihrauch, die brennenden Kerzen, die Priester und das Ertdönen der kleinen Schellen, verhallten, während er sich in Erinnerungen vertiefte, vor seinem Ohre. Nicht das Rom von heute, sondern jenes vor zwei tausend Jahren, war er zu sehen gekommen, und mit seinem geistigen Auge erkannte er es jetzt, fühlte er es, athmete er es.

Sein Herz klopfte, seine Pulse jagten.

„Habe ich, Johann Joachim Winkelmann, denn wirklich den Boden des alten Latium betreten? Bin ich es, der hier im Angesicht dieses Hochaltars sitzt, bin ich es, der vor wenigen Minuten hoch vom Capitol herab in diese großartige Trümmerwelt schaute, deren Reiz in einer mich erschütternden welthistorischen Be-

deutsamkeit liegt! Habe ich denn wirklich dies heiß ersehnte Ziel meines ganzen Lebens erreicht, ohne daß die Götter, neidisch auf mein Glück, mir im Augenblicke der Erfüllung meines Wunsches Vermuth in den Becher träufelten? Ihr Schicksalsmächte, die ich verehere und fürchte, gönnt mir nun auch eine kurze Frist ruhigen Genusses auf diesem klassischen Boden, und gern will ich dann, was Ihr als Entschädigung für die gewährte Gunst von mir begehren werdet, Euch zum Opfer bringen."

Nach diesem im Geiste der antiken Welt geführten Selbstgespräche, erhob er sich, schritt auf den Altar zu, beugte sein Knie, bekreuzte sich, und verließ dann die Kirche.

Ein düsterer November-Himmel lag schwer und tief über der großen ernsten Stadt. — Der Abend brach herein, und hüllte alle Gegenstände in seine unheimlichen Schatten. Kein Licht erhellte die öden Straßen, selbst aus den Fenstern drang nur hier und da ein spärlicher Schein. Kein Geräusch von Wagen, und keine Menschenstimmen verriethen die Weltbeherrscherin. Still und schweigsam, wie die Mauern eines Grabdenkmals, lagen die hohen Häuser da.

Mühsam fand sich Winkelmann in den ihm un-

bekanntem Straßen zurecht, und erreichte nach langer Wanderung sein Absteigequartier, das Hotel de Paris an der Piazza di Spagna. Hier suchte er aus seinem Koffer den Empfehlungsbrief an den Ritter Mengs hervor, und trotz der späten Stunde begab er sich damit zu diesem auf den Monte Pincio, alla Trinità de' Monti.

Ein Künstler bedarf des Sonnenlichtes zu seiner Arbeit, ihm sind in den kurzen Wintertagen die Stunden gezählt, und erst mit sinkender Nacht kehrt er sich selbst an. Raphael Mengs hatte sein Atelier eben erst geschlossen und saß im Kreise seiner Familie und seiner Freunde an der Mittagstafel, als der Diener ihm einen Brief von dem Hofmaler Dietrich aus Dresden überreichte, in welchem dieser ihm den draußen harrenden Fremden empfahl.

Er sprang vom Tische auf und eilte, den Gast persönlich einzuholen.

„Tausendmal willkommen!“ rief er Winkelmann, ihm herzlich die Hand bietend, entgegen. „Ich freue mich, daß Sie gleich nach Ihrer Ankunft zu mir geeilt sind, weil ich Ihnen nun in meinem Interesse rathen kann, ganz in meiner unmittelbaren Nähe eine Wohnung zu nehmen.“

Dabei faßte er ihn unter den Arm und zog ihn mit sich in das Zimmer.

Aller Augen richteten sich hier erwartungsvoll auf den Eintretenden, während Mengs, ihn vorstellend, sagte:

„Herr Winkelmann aus Dresden! Verfasser jener herrlichen, von uns Allen so sehr bewunderten Schrift: Ueber die Nachahmung der Kunst der Griechen.“

Die Männer erhoben sich nun sämmtlich, um den Fremden zu begrüßen.

Winkelmann, geschmeichelt und durch diese Art der Einführung angenehm berührt, verbeugte sich wiederholt; konnte jedoch den rechten Ton, um auch seinerseits etwas Verbindliches zu sagen, nicht finden; denn alle Anwesenden waren ihm, außer einer Dame, deren Gesicht er irgendwo gesehen zu haben meinte, völlig fremd.

Mengs fuhr indessen fort:

„Meine Frau, Margarethe, lieber Winkelmann! Seien Sie ihr gewogen, denn sie verdient es.“

Damit deutete er auf eine schwarzäugige Römerin von so wunderbarer Schönheit, daß Winkelmann vor Ueberraschung einen Schritt zurück trat.

„Ich flöße Ihnen Furcht ein?“ sagte diese, ihm lächelnd die warme, weiche Hand bietend.

Winkelmunn stand regungslos in ihrem Anschauen versunken. Endlich athmete er tief auf.

„Sa, hier Maler zu sein, das muß Genuß gewähren!“ rief er träumerisch aus. „Setzt fühle ich den klassischen Boden unter meinen Füßen! Diese Schönheit reißt unser nordischer Himmel nicht.“

„Nicht wahr, sie gefällt Ihnen, Sie loben meinen Geschmack?“ sagte Mengs lächelnd.

„Aber Sie dürfen über meine schöne Schwägerin nicht Ihre alten Bekannten vergessen,“ nahm eine Dame neben ihm das Wort. „Habe ich denn vor sieben Jahren gar keinen Eindruck auf Sie gemacht, Herr Winkelmann? — Da Sie mich so ganz übersehen, muß ich es glauben, so schmerzlich mir auch diese Ueberzeugung ist.“

Setzt wurden alte Erinnerungen in ihm wach, und sich vor der Sprecherin verneigend, sagte Winkelmann:

„Wer könnte die talentvolle Therese Concordia Mengs vergessen, nachdem man sie beim Copiren der Nacht von Correggio überrascht hat.“

„Nicht übel,“ erwiderte diese lachend. „Sie haben, seit wir uns nicht sahen, große Fortschritte in der Conversation gemacht, Herr Winkelmann.“

Man setzte sich.

Außer den genannten Personen gehörte zu der Tischgesellschaft noch die jüngere Schwester des Ritters, Julie Mengs, und seine Schüler Casanova, Maron und Harper.

Die Speisen waren schon abgetragen, nur der Wein kreifte noch. Der Wirth sprach seinem Glase fleißig zu. Winkelmann ließ sein Auge dann und wann forschend auf ihm ruhen. Nicht allein, daß das außerordentliche Talent des jungen Künstlers ihn zu dessen Gunsten einnahm; auch seine Schönheit blieb nicht ohne Wirkung auf ihn. Raphael Mengs zählte erst sieben und zwanzig Jahre und nahm schon eine so bedeutende Stellung ein, war schon mit Ehren und Auszeichnung überhäuft, das bewies ein Genie, welches sich dem ganzen Wesen des jungen Mannes ausdrückte. Geist leuchtete aus dem schönen, großen, feurigen Auge, Gedanken lagerten auf der von lockigem, braunen Haar überschatteten Stirne, und wenn die feine Hand es aus den Schläfen strich, umspielte den Mund oft ein so anziehend trauriges Lächeln, daß man den Genius des Friedens hätte bitten mögen, seine Palme über dieses Haupt, es vor Uebel zu bewahren, schützend auszubreiten.

Winkelmann's Auge hing begeistert an den Zügen

seines neuen Freundes. Was dieser jetzt war, das hätte auch er sein können, sprach eine heimliche Stimme in ihm. Statt dessen saß er ihm gegenüber, alt an Körper, nicht jung mehr an Jahren, mit dem Verdienste jener kleinen Broschüre, über die Nachahmung der Kunst der Griechen, und dem Titel eines Pensionärs des Königs von Polen! Welche traurige Auszeichnung für sein ehrgeiziges Streben! Welch ein Anspruch auf die Anerkennung der Menschen! War es nicht gleichsam eine Satyre auf seine Kenntnisse?"

Der Ritter Mengs hatte nicht im Geringsten eine Ahnung von der stillen Selbstbeschauung, wozu das Bedeutende in seiner Erscheinung seinem Gaste die Veranlassung gab.

Weiter erkundigte er sich bei diesem nach seiner Vaterstadt, dem Hofe, und seinen Bekannten. Es hatte sich wenig in Dresden verändert, seit er von dort geschieden. Die Personen und Verhältnisse waren dieselben geblieben; nur die Aussicht auf einen neuen Krieg gab dem Bilde eine andere Färbung.

Winkelman erzählte von seiner Reise, die ihn noch ganz erfüllte. Er sprach nicht gut, aber er sprach be-
redt; und seine Zuhörer, welche ihre ersten Eindrücke von Italien Alle noch frisch im Gedächtniß trugen, folg-

ten ihm gern nud regten ihn durch Fragen und Bemerkungen zu weiteren Mittheilungen an.

Die Stunden entschwanden schnell.

Schließlich kam man auf Rom und die Stellung der dort lebenden Künstler und Gelehrten.

„Der Römer ist stolz,“ bemerkte Mengs. „Vor allen Dingen müssen Sie ihm daher mit erhobenem Haupte entgegen treten und nirgends den unterthänigen Diener spielen. Er ist in dem Bezug das Gegenstück zu unserm Vaterlande. Dort kriecht man vor den Großen, und spielt den Unterwürfigen. Hier tritt man mit Selbstgefühl ihnen entgegen, giebt Jedem die schuldige Ehre und damit basta. Thun Sie daher vorerst, als ob Sie hier nichts suchten, und legen Sie sich keine Art von Verbindlichkeit auf. Sie würden damit nichts gewinnen, und Alles verlieren. Man muß Sie suchen. Warten Sie das ab.“

„Es ist mir lieb, diesen Rath heute von Ihnen zu erhalten;“ sagte Winkelmann, der den Worten des Ritter Mengs mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war. „Ich habe nämlich einen alten Bekannten hier, den Monsignor Archinto; und da man mir auf der Douane die Werke von Voltaire weggenommen hat, so wollte ich zu diesem gehen,

und um seine Fürsprache wegen Rückerstattung meiner Bücher nachsuchen.“

„Thun Sie das nicht,“ fiel Mengs lebhaft ein. „Sie werden Ihr Eigenthum zurück erhalten, ohne daß es Ihnen einen Schritt kostet. Besser also, Sie legen sich diese unnütze Verpflichtung nicht erst auf und warten geduldig ein paar Tage.“

„Es ist mir unendlich lieb, dies zu hören,“ erwiderte Winkelmann; „denn der Herr hat sich nicht grade freundlich gegen mich bewiesen und Dresden schließlich verlassen, ohne nur im Geringsten seiner mir gegebenen Versprechungen eingedenk zu sein. Ich wäre daher nur höchst ungern zu ihm gegangen.“

„So thun Sie es nicht,“ entgegnete Mengs lebhaft. „Er ist jetzt Gouverneur von Rom und ein großer Mann. Lassen Sie ihn nur erfahren, daß Sie hier sind und ihn nicht suchen, so wird es die beste Wirkung thun. Halten Sie sich hier möglichst frei.“

„Das ist mein großer Wunsch!“ fiel Winkelmann ein. „Ich möchte vor allen Dingen mir jetzt selbst gehörend, ich möchte ein paar Jahre leben — was ich leben nenne — mich des Schönen freuen, mit meinem Geiste genießen und frei und froh mich mit dem beschäftigen, was mir Vergnügen gewährt.“

„Das ist ein billiger Wunsch, und im Namen aller Götter des Olymps sei er Ihnen gewährt,“ sagte Mengs lachend.

„Wenn Sie bei den himmlischen Mächten so wohl angesehen sind, mir das gestatten zu können, so werde ich noch um verschiedene andere kleine Vergünstigungen nachsuchen,“ sagte Winkelmann scherzend.

„Immerhin! Fordern Sie!“ rief Mengs lachend.

„Zuerst also: Zutritt auf dem Campidoglio! Ich möchte dort die Rechte und Freiheiten eines Sängers in der Kunst genießen.“

„Zugestanden!“ rief Mengs lustig. „Es soll Ihnen erlaubt sein, vom Morgen bis zum Abend unter den Alterthümern, Statuen, Sarkophagen, Büsten, Inschriften *ic. ic.* zu leben, als ob Sie den Pinsel und nicht die Feder führten.“

„Und in welchem Anzuge muß ich in dem Lokale erscheinen?“ fragte Winkelmann, der mit seinen Gedanken den Weg dahin bereits antrat. „Man hat mir gesagt, in Rom werde sehr viel auf das Ceremoniell gehalten und man schade sich, wenn man die zweckmäßige Kleidung anzulegen vernachlässige.“

„Dem ist so, wenn es lebende Personen betrifft. Vor den Ueberresten der Vergangenheit aber genügt der

Rokolor. Die Büsten unserer Scipione und Auguste denken zu groß, um den Mann nach seinem Kleide zu beurtheilen.“

„Darum sind das meine Leute!“ rief Winkelmann, den einige Gläser Wein des Monte Pulciano jetzt gleichfalls sehr lebhaft machten. „Aufrichtig gesagt: mir ist ein solcher Todter lieber, als ein Duzend Zeitgenossen!“

„Weil er nicht mitreden kann!“ fiel Maron ein.

„Nicht doch!“ nahm Mengs das Wort, der aufsteigenden Reigung der jungen Leute, seinen Gast zu necken, vorbeugend, „weil wir nur ihre großen Thaten und großen Gedanken, nicht aber ihre kleinen Schwächen kennen. Wir sehen sie aus der Perspektive und lassen sie uns immer die beste Seite zeigen. — Doch weiter! lieber Winkelmann! Womit kann ich sonst noch dienen?“

„Mit dem Nachweis eines Mittagstisches.“

„Da würde ich Ihnen ein Speisehaus empfehlen, wo alle französischen und deutschen Künstler beisammen sind. Sie erfahren von diesen jungen Leuten gar manches, was Ihnen zu wissen wünschenswerth sein wird, und sind in heiterer Gesellschaft. Sonst aber ist auch an meinem Tische stets ein Platz für Sie. Meine Frau ist nicht so böse, wie sie aussieht, und wird Sie

herzlich willkommen heißen. Morgens und Nachmittags geht man in die Kaffeehäuser und trinkt für 6 Pfennige eine Tasse unechten Mocca. Abends findet man sich beim Ritter Mengs ein und sticht mit diesem eine Flasche kühlen Landweins aus. Da haben Sie das Programm Ihrer Tage in Rom.“

Winkelmanu drückte ihm herzlich die Hand.

„Wüßten Sie nur, seit wie langen Jahren ich mit meinen Gedanken hier gelebt habe, so würden Sie mein namenloses Glück verstehen!“ rief er bewegt aus. „Meine ganze Vergangenheit ist ein fortlaufendes Entbehren zu nennen gewesen. Meine Kindheit kannte keine Spiele; ihre heitern Momente waren meine Zukunfts träume. So wuchs ich heran, immer hoffend, und immer getäuscht; Hunger, Noth und Sorgen umdüsterten meinen Pfad; — einen erfüllten Wunsch kenne ich erst seit heute, und fast bangt mir jetzt vor meinem zu großen Glück! — Mir ist zu Muthe, als müßte mein Unglück auf eine Viertelstunde eine Maske vorgenommen haben, so wenig — kann ich mich noch mit dem Gedanken meines bessern Schicksals vertraut machen.“

„Auch ich habe keine heitere Kindheit gekannt,“ sagte Mengs theilnehmend. „Mein strenger Vater hegte den Ehrgeiz, das aus mir zu machen, was er selbst

nicht hatte werden können: ein berühmter Maler. Ob ihm dies gelungen ist, werden wir erst nach meinem Tode erfahren: dem Lebenden aber entspringt aus seinem Ruhme wenig Genuß. Darum wollen wir uns für unsere verlorenen Kinderfreuden, so gut wir können, entschädigen. Lieber Winkelmann! Stoßen wir an: auf gute Freundschaft; und

„Tu quamcunque Deus tibi fortunaverit horam.“*)

„Von meiner Seite bringe ich dazu das beste Vorurtheil mit,“ sagte dieser warm. „Doch fühle ich auch, wie wenig ich Ihnen bieten kann, und das macht mich kleinmüthig. Ich komme mir schon so alt an Jahren vor, bin dabei ohne Talente, ohne gesellige Annehmlichkeiten, rede keine einzige neue Sprache geläufig; Sie werden sich meiner schämen, und der Gedanke thut mir weh!“

„Das sprach der Wein aus Ihnen, lieber Mann!“ schrie Raphael Mengs ihn an. „Denn, weiß Gott! stolz bin ich auf Sie, wahrhaft stolz! Glauben Sie etwa, es gäbe der gründlichen Gelehrten so gar viele in Rom, daß Ihre Kenntnisse hier eine Alltäglichkeit

*) Nimm jede frohe Stunde, die Dir Gott schenkt, mit Dank an.

wären? Mit nichts! Man möchte hier gern Alles wissen; aber man weiß sehr wenig. — Man spricht hier sehr viel von Kunst und interessirt sich eigentlich für sonst nichts in der Welt; man schwärmt für diese Ueberreste der Vergangenheit im Forum und in Tempeln; allein man besitzt zu wenig gründliche Kenntniß der Sache, um ein richtiges Urtheil darüber fällen zu können. Lassen Sie die Leute also nur dahin kommen, Sie befragen zu müssen, und — wir werden sehen!“ fügte er bedeutungsvoll hinzu.

„Wie aber soll man darauf verfallen, sich bei mir Rath erholen zu wollen?“ fragte Winkelmann, halb noch kleinmüthig, halb jedoch überzeugt. „Wer wird in dem großen, weiten Rom erfahren, daß ein unbedeutender Gelehrter, welcher leidlich griechisch und sonst nichts versteht, hier angekommen ist?“

„Nicht acht Tage werden vergehen, so ist der Heilige Vater und sämtliche Kardinäle von Ihrem Hiersein unterrichtet, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“ versetzte Mengs entschieden. „Rom ist nur groß an Gebäuden; sonst aber dem kleinsten Orte gleich. — Die Kardinäle, die Hauptpersonen hier sind unbeschäftigt, die große Aufgabe ihres Lebens ist: die Zeit angenehm zu tödten, sie gehen von einem Hause in das

andere, und suchen Neuigkeiten, um darüber schwätzen zu können. Wie die Weiber bekümmern sie sich um das Thun und Lassen ihrer Nachbarn, und gehen mit ihrem Interesse nicht über den Nächsten, — nicht über das Weichbild Rom's hinaus. Die Abende bringt jeder dieser Herren in dem Gesellschaftszimmer einer Dame zu, die er verehrt. Dort wird geplaudert und das Neue des Tages ausgetauscht. Die Folge ist: daß auch die geringste Kleinigkeit ihnen bekannt wird, und Alles für sie wichtig ist — nur nicht ihr ewiges Heil!" — fügte er lachend hinzu.

„Ich habe mir das freilich ganz anders vorgestellt,“ sagte Winkelmann verwundert.

„Das glaube ich Ihnen gern,“ fiel Mengs lebhaft ein. „Man muß einige Zeit hier zugebracht haben, um sich in das Eigenthümliche des römischen Lebens zu finden. Ueberlassen Sie sich daher meinem Rathe. Thun Sie Niemand einen Schritt entgegen, warten Sie es ab. Ihre Lage drängt Sie nicht, und das einzige Mittel, hier etwas zu erreichen, ist: scheinbar nichts zu suchen, nichts zu wollen. Dadurch gewinnt man an Ansehen. Sie sind ja einstweilen hinreichend beschäftigt, Rom kennen zu lernen.“

Seine Hand griff nach der Flasche, um sein Glas

zu füllen; allein er fand sie nicht mehr auf demselben Plage. Unbemerkt hatte seine Gattin sie von ihm entfernt. Sein Auge sah sie fragend an. Sie lächelte.

„Ich glaube, wir müssen aufbrechen,“ bemerkte er, sich erhebend. „Meine gestrenge Hälfte giebt mir ein Zeichen, daß mich an den Verlauf der Zeit mahnt. Ich begleite Sie nach Ihrem Gasthof und morgen frühstückten Sie mit uns. Meine Schwester Julie, die in solchen Dingen von uns Allen den besten Verstand besitzt, wird dann mit Ihnen eine Wohnung in unserer Straße für Sie miethen.“

„Tausend Dank!“ sagte Winkelmann, gerührt von dieser Güte. „Mein erster Tag in der „ewigen Stadt“ hat mir so freundliche Eindrücke gebracht, daß ich mit Horaz sage:

Dum licet et vultum servat Fortuna benignum,
Romae laudatur.*)

*) So lange das Glück uns lächelt, bleiben wir in Rom.

Fünftes Kapitel.

In Rom.

Dem Hause des Ritter Mengs gegenüber lag ein von Fremden bewohnter Palazzo, worin sich im vierten Stocke noch ein Zimmer für Winkelmann fand. Dies bezog er nun sogleich und richtete sich mit seinen wenigen Sachen ein; dann erst schlug er die Jalousien zurück und schaute hinab auf die große, von dieser Höhe herab gleichsam zu seinen Füßen liegende Stadt.

Sein Herz schwoll bei dem Anblick. Schon der bloße Gedanke, hier zu leben, hob seine Stimmung. Sein Auge ging von hier aus auf Entdeckungen aus, es suchte die sieben Hügel, die mächtige Kuppel des St. Peter, ja, als die Sonne im Mittag war, erkannte er sogar die durch die einsame Campagne hin laufenden

Reihen der Aquaducte, folgte den sanften Linien des Albaner Gebirges, und vergegenwärtigte sich die ganze Topographie der Landschaft.

Seine Hausgenossen machten ihm gleich darauf ihren Besuch. Alle Nationen schienen hier vertreten, Bildhauer, Maler, und auch bloße Liebhaber der Künste hatten sich unter ein Dach zusammengefunden, und versuchten den Austausch ihrer Ansichten und ihres Geschmacks in den verschiedenen Sprachen.

Sie beredeten Winkelmann, mit ihnen in ein Speisehaus am Spanischen Platz zu gehen, wo er viele Römische Geistliche finden würde, und der Reiz der Neugierde verlockte diesen, ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Im Vorübergehen sagte er daher dem Diener des Ritter Mengs, daß man ihn heute nicht zu Tische erwarten möge, und folgte dann seinen neuen Bekannten.

Ein buntes Durcheinander von Stimmen empfing ihn beim Eintritt in das Lokal des Restaurateurs. Das laute, lebhafte Sprechen der Römer, ihre ausdrucksvollen Gesten, fielen ihm unangenehm auf. Es widersprach seinem Schönheitsgefühl. Die plastische Ruhe der antiken Welt stand mit dem lebhaften Geberdenspiel im grellen Gegensatz, und er machte die Beobachtung, daß

diese äußere Beweglichkeit der Harmonie des Wesens störend, und ein schlimmer Feind der Schönheit sei: denn sie markirte die Züge zu scharf, sie schuf zu tiefe Falten, die Rundung und das Ebenmaß litten darunter.

Nach und nach gewöhnte sich sein Ohr an die Töne der fremden Sprache, und er war im Stande, dem neben ihm geführten Gespräche zu folgen; ohne jedoch selbst Theil nehmen zu können.

Zu seinem Erstaunen hörte er hier ganz öffentlich Uebles von dem Papste reden, und nicht minder tadelte man den Minister-Cardinal.

Diese Freiheit setzte ihn in Erstaunen!

Wie vorsichtig wog man dagegen in Dresden seine Worte ab! Wer hätte es dort gewagt, an einem öffentlichen Orte den König von Polen mit solchen Beinamen zu belegen, wie hier die Diener der Kirche ihrem Oberhaupte gaben?

Es wurde gesagt, der Papst trage die Schuld, daß der Kirchenstaat von vierzigtausend Mann Deutschen und Spaniern überschwemmt sei, die Beide den Römern gleich verhaßt wären. Ueberhaupt äußerte man wenig Sympathie für die Fremden. Rom war für den Römer der Mittelpunkt der Welt, darüber hinaus herrschte nach ihren Begriffen nur Barbarei.

Es war Sonnabend und alle diese Leute aßen Fleisch. In Dresden hatte Winkelmann so ängstlich fasten müssen und hier unter den Augen des Papstes begingen die Erzkatholiken solche Haupttünde?

Das Alles überraschte ihn und machte ihm den Ort für den Augenblick ganz unverständlich.

Als er einem seiner Hausgenossen, dem Maler Harper, seine Verwunderung mittheilte, sagte Dieser:

„In der ganzen katholischen Christenheit läßt keine Stadt in Religionsfachen so viel Freiheit, wie Rom. Die Römer gleichen den Offizianten beim Tabacksmopol; sie dürfen, so viel sie wollen, umsonst nehmen. Man lebt in der größten Zwanglosigkeit und doch sind die *ordini santissimi* fast eben so sehr zu fürchten, wie die *lettres de cachet* in Paris, die der Welt den Charakter der Nation in seinen größeren Massen erhalten.“

„Ich habe von dem Papste jedoch nur Gutes gehört und hier greift man ihn auf eine so schonungslose Weise an; giebt es denn in Rom keine Spione, keine Verräther, welche ihm solche Nachrede hinterbringen?“ fragte Winkelmann, verwundert über die lauten, gottlosen Reden der Tischgesellschaft.

„Er macht sich wenig daraus,“ sagte Harper launig. „Benedict ist gelehrt, liebenswürdig und —

nachsichtig. Er ist stets guter Laune und nimmt einen Scherz nie übel auf. Ich habe ihn öfter zu sehen Gelegenheit gefunden, und mich mit ihm so unbefangen unterhalten wie heute mit Ihnen. — Neulich traf ich ihn in der Villa Medicis. Er rief mich zu sich und unterhielt sich mit mir. Ein Mann von anständigem Aeußern nahte sich. Der Papst fragte ihn, was er wolle? — Mit leiser Stimme trug dieser nun sein Anliegen vor. Als er zu Ende war, sagte Benedict: Ihr habt recht, empfehlt Euch dem Himmel! und gab ihm dazu seinen Segen. Der auf diese Art Entlassene entfernte sich mit trauriger Miene, und wir gingen weiter.

„Der Mann,“ bemerkte ich darauf, „scheint mit dem ihm von Eurer Heiligkeit empfohlenen Troste nicht sehr zufrieden zu sein?“

„Warum meinen Sie das? fragte mich der Papst.“

„Wahrscheinlich hatte er sich selbst schon dem Himmel empfohlen, und ist mit dem Erfolge nicht zufrieden gewesen, weshalb er Eure Heiligkeit um Fürsprache ersuchen wollte. Nun ist er, wie in der Bibel steht, von Pontius zu Pilatus gewiesen.“

„Ohne Gottes Beistand,“ sagte Benedict, „kann auch ich ihm keine Hülfe bringen.“

„Sehr wahr!“ versetzte ich. „Allein Eure Heiligkeit sind der erste Minister Gottes auf Erden, und wenn dieser ihn in seiner Verlegenheit wieder an seinen Herrn zurück weist, so wird er den Muth verlieren, dort seine Bitte zu erneuern und andere Fürsprache suchen. Nun werden die Heiligen und die Bettler in den Kirchen für ihn beten müssen, und das kostet Geld. Ich wundere mich daher nicht, wenn er Euer Heiligkeit den Vorzug giebt, denn ich selbst würde mir nie einen andern Fürsprecher wählen.“

Er lachte. Meine Antwort hatte ihn amüsirt. „Sie sehen aus diesem kleinen Zuge, wie leutselig er ist.“

Nach aufgehobener Mahlzeit führte Harper ihn auf das Colosseum. Für den Landschaftsmaler war diese sich hier bietende Aussicht von größerer Bedeutung, als alle Gallerien der Welt. Heute aber genoß er eigentlich nur das Staunen und die Bewunderung seines Gefährten, dem ein Bauwerk von solchem Umfang wie ein seine Sinne nur täuschendes Märchen erschien.

Die Sonne neigte sich bereits dem Horizonte zu, als sie das ungeheure Mauerwerk bestiegen. Der Eustode begleitete sie, die Gelegenheit benutzend, auf den Papst, die Regierung und die Priester zu schelten.

Unten vor den zwölf Altären, wo sonst der Kampf der Gladiatoren die ganze römische Beau monde in Erstauennen gesetzt, zogen jetzt die grauen Brüder mit ihrem monotonen Kirchengesang vorüber, für die hier geopfer- ten Märtyrer betend.

Wo hin das Auge blickte, war das Kreuz an die Stelle des römischen Adlers getreten. Einst hieß hier die Devise: der Krieg; jetzt scheinbar: der Friede.

Harper deutete seinem vor Entzücken wie trunke- nen Begleiter die verschiedenen Punkte der Landschaft an, welche ihm von höchster Bedeutung waren, Winkel- mann dagegen suchte mit dem Auge des Denkers die classischen Stätten.

„Woher, Mäcenat, mag es kommen, daß
mit seinem selbst erwählten oder vom Geschick
ihm zugeworfenen Loos Niemand sich begnügt,

rief er mit den Worten des Horaz aus; „denn niemals habe ich mehr noch empfunden, was ich bis jetzt ent- behrte, als heute, wo die Seele an großen Erinnerun- gen sich labt. Und dennoch ist dieser Boden nur das Bastardkind griechischer Cultur. Was sie hier dachten, empfanden und schufen, kam von dem kleinen Flecken Erde zu ihnen herüber, und die Weltbeherrscherin Rom ging in die Schule bei dem Völkchen der Athener, das

fast in diesem einzigen Gebäude Raum für sich gefunden hätte. Wunderbar sind die Wege der ewigen Götter! Warum dem Einen Alles? möchte man sie fragen, wenn sie uns Rede ständen. Warum der Krieg auf Erden, der Vernichtende, durch den zu Staub und Asche sich verkehrt, was uns der Friede erwarb."

Harper konnte ihm bei diesem Gedankenfluge nicht folgen; um so mehr aber bewunderte er den gelehrten Mann und hoffte von ihm zu lernen.

"Hätte ich Sie doch früher gekannt," sagte er. "Ich bin bereits vier Jahre in Rom und Niemand ist mir bis jetzt aufgestoßen, der die antike Welt mit ihren Augen betrachtet hätte. Was ich darüber hörte, interessirte mich wenig; jetzt aber sehe ich ein, wie viel man durch eine Kenntniß dessen, was unsere Vorgänger leisteten, gewinnen kann."

"Sie haben mit den Tinten der Landschaft und den Perspectiven zu thun, von denen die Alten nichts verstanden, — so wenig wie ich selbst," sagte Winkelmann lächelnd, "mein Wissen kann daher keinen Reiz für Sie haben. Ich dagegen hoffe von Ihnen zu lernen, weil mir bei dem Praktischen in der Kunst so vieles abgeht, das ich wissen möchte."

Indem zog die Scheibe des Mondes blutroth hinter

den Kaiserpalästen herauf. Harper, der es zuerst bemerkte, wandte den Kopf seines Gefährten nach dieser Richtung und ein staunendes Ach! entfuhr dessen Lippe.

„Jetzt müssen wir nach den Bädern des Diocletian,“ sagte Harper. „Dort im Mondenschein zu träumen ist Wollust — auch für mich! Heute wird diese noch durch Ihre Beziehungen auf das Ginst gesteigert werden und ich freue mich auf den Genuß, der durch Sie mir nun doppelt zu Theil wird.“

Er schob seinen Arm unter den Winkelmanns und zog ihn mit sich fort.



Zwölftes Kapitel.

Die Audienz beim Papste.

In dem Bibliothekzimmer des Ritter Mengs saß wenige Monate darauf Winkelmann, eifrig mit Schreiben beschäftigt. Neben ihm lag das Journal étranger, worin eine Uebersetzung seiner Schrift über „Die Nachahmung der Griechen“ abgedruckt stand. Dann und wann glitt sein Auge darüber hin, und freudiger leuchtete es jedesmal auf.

Der ihm gewordene Beifall hatte ihn endlich zu einer Einigung mit sich selbst über das zu verfolgende Streben gebracht. Seine Hauptbeschäftigung mußte es bleiben, Vergleiche zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit anzustellen, und daraus Schlußfolgerungen zu ziehen. — Dies war seine starke Seite; sie mußte sein Beruf werden. Nachdem er mit dem Ritter

Mengs reiflich diesen Gegenstand besprochen, der als ausübender Künstler der Gegenwart mit dem Lichte der Erfahrung die gelehrten Anschauungen seines Freundes zu erhellen vermochte, war der Entschluß in ihm gereift: über den Geschmack der Künstler Griechenlands zu schreiben.

Zu dem Zwecke bedurfte es einer neuen Durchsicht des Pausanias, des Strabo und anderer Schriftsteller; bevor aber diese großen Studien gemacht werden konnten, setzte er, was in seinem Geiste bereits darüber lebte, auf, und ging die Arbeit dann mit seinem Freunde sorgfältig durch.

Ein neues Leben war ihm durch diese Gemeinsamkeit erblüht, und die wohlthätigen Wirkungen sprachen sich in seinen Mienen aus. Der fahle Teint war einer gesunderen Farbe gewichen, die schlaaffe Haut hatte sich gefüllt, die eingesunkene Brust sich gehoben. Ein verjüngter Winkelmann war unter diesem Sonnenscheine günstiger, seinen Neigungen entsprechender Lebensverhältnisse erstanden. Auch zu lachen hatte er angefangen. Die schöne Kunst mit den Frohen froh zu sein, sollte er in Rom wieder üben lernen. In dem Zimmer seines Freundes umgab ihn die größte Behaglichkeit. Die Wanduhr tönte in lautem Taktschlag die

Zeit, sonst herrschte ein Schweigen des Todes. Aus dem Fenster sah er sein Stübchen gegenüber und seitwärts reichte sein Auge über die ewige Stadt hinaus bis in die Campagna und das Sabiner Gebirge.

Er holte einen tiefen Athemzug — vor innerem Wohlbehagen. War ihm doch zu Muthe, als könne er sein Leben, um das viele Veräumte nachzuholen, in nicht hinreichend tiefen Zügen genießen.

Alles um ihn her war so schön! Eine Stadt voll Gedanken umfing ihn. Wo er auch hintrat, blieb er in Harmonie mit seiner inneren Welt. Seine Studien und sein Leben schmolzen hier in Eins zusammen, er schloß seine Bücher, um zu sehen, und kehrte zu ihnen zurück, um an seine Eindrücke den Prüfstein der Theorie zu legen.

Der Winter war milde, täglich gab es ein wenig Sonnenschein, in den Gärten der Villa Borgheze blieb der Lorbeer grün. Winkelmann war seinem Homer hier ungetreu geworden, um im Latium mit den Lateinern zu leben, mit ihren Augen zu sehen, mit ihrem Geiste zu denken; Horaz nannte er daher für jetzt seinen Begleiter.

Auf dem Capitol unter den jungen Künstlern verlebte er köstliche Stunden.

Die schöne Wärme jugendlicher Begeisterung für die Ideale der Kunst that ihm unbeschreiblich wohl und unermüdblich ging er auf ihm so liebe und befreundete Themata ein; ja, seine Vorliebe für die antike Welt steigerte sich sogar häufig zu einer Leidenschaft die den Anderen ein Lächeln abnöthigte. Er war der wärmste, der eifrigste, der begeistertste unter ihnen. Wie sollte er auch nicht! Die Flamme hatte so lange unter der Asche geblüht, daß sie jetzt Luft gewinnend, in hoher Glut emporloderte.

Frau Mengs war ihm schnell günstig gestimmt worden. Er beschäftigte ihren Gatten in seinen mühsigen Stunden, er machte ihm das eigene Haus lieb; wenn der Pinsel ruhte, erwartete ihn der Verkehr mit dem Freunde, und die verständige und liebende Gattin schätzte den solchen erzielenden Gast ihres Hauses.

Ihre Schwägerinnen zeigten sich ihm gleichfalls gewogen. Rahm Concordia auch bisweilen einen neckenden Ton an, so schadete das ihrem Vernehmen nicht; Julie dagegen, seine Beratherin in den kleinen häuslichen Vorkommnissen, setzte ein großes Vertrauen in ihn, ja sogar erwählte sie ihn für die Mittheilung der Geheimnisse ihres Herzens.

Diese Rolle war für Winkelmann so neu, als sie

ihm zugleich — vielleicht unbequem war, doch entzog er sich ihr nicht.

Die ganze Schaar der kleinen Menge aber spielte lustig mit dem Freunde des Vaters, als ob es dieser selbst wäre, der gütig auf ihre Scherze eingehe und die schönen Kinder lehrten ihn, während sie sein Auge entzückten, zugleich ihre Sprache, die geläufig zu sprechen jetzt sein sehnlicher Wunsch war.

Wer würde den traurigen, verkümmerten, lebensmüden Winkelmann jetzt, wenn man ihn schäfernd und lachend, mit den tollen Knaben auf dem Boden rollen sah, wiedererkannt haben?

So machen die Umstände den Menschen zu dem, was er seiner Natur nach werden sollte, und dies ist das Glück! Dieser Umstände Meister zu sein, heißt aber sein Schicksal überwinden.

Unter der eifrigen Arbeit entschwanden die Stunden rasch. Der Ritter Mengs war im obern Stock seines Hauses in seiner Akademie unter seinen Schülern beschäftigt. Er legte die Palette aus der Hand, und sprang die Treppe hinab, um einen Blick auf den an seinem Schreibtische arbeitenden Gelehrten zu werfen.

Die mit diesem vorgegangene glückliche Veränderung

war dem hellen Auge des Künstlers nicht entgangen und da er sie zum Theile seinem Einflusse zuschreiben konnte, so war seine Freude darüber um so größer. Mit dem Erfolg seiner Bemühungen wuchs nun noch sein Antheil an dem verlassenen Fremden, dessen geringe Mittel, ohne seinen thätigen Beistand, nicht hingereicht haben würden, die Sorge von ihm fern zu halten, und ohne Sorgen sein, ist auch schon Glück.

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie in kummervollen Nächten
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte.“

So sang sein Biograph, Wolfgang Göthe, ohne die Noth eines Winkelmann in seinem ungetrübten Lebenslaufe kennen gelernt zu haben.

„Rathen Sie, welche Nachricht ich Ihnen bringe!“ rief Raphael Mengs jetzt mit einem triumphirenden Lächeln um den geistvollen Mund, dem Gelehrten entgegen, der langsam den Kopf erhob, das schöne, gute, kluge Gesicht seines jungen Freundes eine Minute lang betrachtete, und dann, noch halb in Griechenland mit seinen Gedanken, erwiderte:

„Sie haben den Zutritt zu der Corsinischen Bibliothek für mich erlangt?“

„Nichts da!“ rief Raphael Mengs wegwerfend. „Nathen Sie besser! Eine Ehre, eine große Ehre ist Ihnen zugedacht, eine Ehre, die alle Ihre Erwartungen übersteigt.“

„Mir zugedacht?“ fragte Winkelmann verwundert. „Hat Jemand lobend von meiner Broschüre gesprochen? Soll sie etwa von einem Liebhaber in das Englische übersetzt werden?“

„Nicht doch! Nathen Sie besser!“

„Ist mir der freie Zutritt zu den griechischen Manuscriptis der Vaticana vergönnt?“

„Auch das nicht, doch sind Sie auf der Fährte. Monsignor Laurenti war vorhin bei mir, und theilte mir, im Auftrage seines hohen Patienten mit, daß — Seine Heiligkeit Herrn Winkelmann kennen zu lernen wünsche.“

„Nicht möglich!“ rief dieser, und ließ vor Bestürzung beide Arme sinken.

„Was habe ich Ihnen gesagt? — Nur Geduld und nichts verlangt — dann wird man gesucht.“

„Ich soll in allem Ernste dem Papste vorgestellt werden?“

„Nicht anders!“

„Aber wie benehme ich mich dabei? Was ziehe

ich an? Vor Allem aber, welche Sprache soll ich reden?"

„Welche Sie wollen, nur nicht griechisch!“ sagte Mengs lachend und lief zur Thür hinaus.

Winkelman schloß seine Bücher und stützte bedenklich sein Haupt. „Ich bin achtunddreißig Jahre alt,“ sagte er zu sich selbst, „noch kann das Glück etwas für mich thun, noch ist es nicht zu spät, — noch kann es Jahre der Noth und Sorge, des Hungers und der Entbehrung vergüten; vergessen will ich dann, was war, über einer holden lachenden Gegenwart, voll Genuß, voll Hoffnung; — doch, dies Bangen in mir, diese Furcht vor der Zukunft nehmt aus meiner Brust, Ihr großen Götter, und gebt mir dafür jene heitere Zuversicht, die das Kind des Vertrauens in Euch und in die eigene Kraft ist. Ohne diese giebt es kein Glück, giebt es auch jetzt noch kein Glück für mich. Dies ängstliche Bagen, welches als Grundgedanke in meiner Seele ruht, und immer Nein ruft, wo es Ja sagen sollte, — ist es die Frucht der langen kummervollen Jahre und des entnervten Körpers, oder ist es eine Ahnung meines Schicksals?“

Er stand auf und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, mehrere Male im Zimmer auf und nieder.

Da klopfte ein leiser Finger und Julie Mengs schlüpfte ins Zimmer.

„Ich hoffte, Sie hier allein zu treffen,“ sagte sie zutraulich, ohne die zerstreute und abwesende Miene ihres Freundes zu bemerken. „Sie können mir einen recht großen Gefallen erzeigen, lieber Winkelmann, wenn Sie gelegentlich die Unterhaltung mit Casanova auf mich lenken wollten. Ich möchte klar sehen über seine Gefühle für mich. Bis dahin glaubte ich, er vermeide eine offene Erklärung, weil er in seiner Kunst noch keine Stellung errungen hat, und von meinem Bruder diesen Einwurf fürchte; seit aber Maron um meine Schwester Concordia angehalten hat, scheint mir dieser Grund nicht mehr genügend. Ich bilde mir daher ein, daß er an meiner Zuneigung zweifle, daß er mein freundliches Betragen nur für den Ausdruck des Wohlwollens halte, und mich der Liebe unfähig glaube. Er will sich keine abschlägige Antwort holen. Ich bitte also, daß Sie ihn in dem Punkte beruhigen.“

„Ich bin gern dazu bereit, habe aber so wenig Erfahrung in diesen Dingen, daß Sie keine ungehörigere Hand hätten wählen können, liebe Julie!“ sagte Winkelmann verlegen über den ihm erteilten Auftrag. „Ihr Bruder rath mir stets Geduld zu haben und die

Dinge an mich kommen zu lassen; ich glaube, daß auch für Sie dies das Beste sein würde.

Sie bewegte verneinend ihr Haupt.

„Entweder, oder,“ sagte sie ablehnend. „Ich muß klar sehen. Seine Gefährten necken ihn. Das schadet meiner Sache. Er zieht sich darauf immer doppelt scheu vor mir zurück. Mich peinigt ein solches Betragen, ich bezahle es mit heimlichen Thränen, das muß ein Ende nehmen. Lieber gehe ich in ein Kloster, als daß ich in der Welt ein so trauriges Leben fortführe.“

„Traurig?“ rief Winkelmann erstaunt. „Traurig? und Sie sind in Rom, sind bei Ihrem herrlichen Bruder und haben Ihre schöne Kunst?“

„Das giebt einem Mädchen kein Glück,“ erwiderte Julie wehmüthig. „Wir wollen mit dem Herzen leben. Nur in der Sorge für einen geliebten Mann finden wir Befriedigung. Ein eigenes Haus, wie klein auch, und muntere Kinder um sich, so ist das echte Weib an ihrem Plage.“

„Wirklich denken Sie so?“ sagte Winkelmann überrascht und nahm ihre Hand zwischen seine beiden Hände, sie mit Wohlgefallen betrachtend. „Sehen Sie, so habe ich mir auch stets das Frauenleben in seinem wahren Genügen vorgestellt, so mir eine Gattin gewünscht.“

Sulie erröthete, und zog ihre Hand zurück. „Sollte er mich lieben?“ stand in ihren Zügen geschrieben, nur daß Winkelmann die Frage nicht zu lesen verstand.

„Sie werden also meines Wunsches eingedenk sein,“ sagte sie, mit einem ganz veränderten Aufschlag ihrer braunen Augen, und schlüpfte dann aus dem Zimmer.

Er sah ihr eine Minute lang nach, — vielleicht um sich von ihrer Entfernung zu überzeugen, und kehrte dann mit seinen Gedanken zu seiner Arbeit zurück.



Dreizehntes Kapitel.

Der Scapatore seiner Heiligkeit.

Benedict XIV. aus dem Hause Lambertini, bekleidete seit dem Jahre 1740 den päpstlichen Thron, und hatte bereits, als Winkelmann Rom betrat, sein achtzigstes Jahr zurückgelegt, doch ohne daß sein Geist unter der Last der Jahre sich beugte. Man nannte ihn einen der gelehrtesten und zugleich duldsamsten Päpste aller Zeiten einen Beförderer der Wissenschaft, so wie der wahren Aufklärung, seine Frömmigkeit war so aufrichtig, wie sein Wandel untadelhaft, und die Heiterkeit seines Geistes verleugnete sich auch bis zu seinem letzten Augenblicke nicht.

Er gehörte einer der angesehensten Familien in Bologna an und zeichnete sich von Jugend auf durch seine Wißbegierde aus. Historische Forschungen waren

bei ihm eine Art Leidenschaft. Die Denkmäler der Kunst, unter denen er in Rom lebte, knüpften sich, wie Belege der Geschichte, an diese Studien. Alle berühmten Männer des Zeitalters, deren Weg nach Rom führte, suchte er kennen zu lernen. Der Zweck ihrer Reise, die Spezialität ihres Wissens erfüllte ihn mit dem lebhaftesten Interesse.

Erst seit den letzten hundert Jahren hatte man begonnen, die Geschichte Roms aus ihrer Dunkelheit zu ziehen, und die Monumente des alten Kaiserreiches in ihrer Bedeutung aufzufassen versucht. Samiano Nardini gab 1666 *Roma antica* heraus, eines der gelehrtesten, und geschätztesten Werke der Zeit, das man darum auch in das Lateinische übersetzte und 1704 noch einmal in neuer Auflage erscheinen ließ. Dies Buch blieb lange der Leitfaden für Alle, welche der Geschichte und den Alterthümern dieser wunderbaren Stadt ihre Aufmerksamkeit zuwandten.

Indessen fehlte es immer noch an genügender Auskunft über die bedeutendsten Monumente, und je größer die Neigung wurde, sich damit zu beschäftigen, um so mehr machte sich auch das Bedürfniß fühlbar, einen Führer durch das große Labyrinth dieser Ruinen zu finden.

Das siebzehnte Jahrhundert brachte in seinem Verlaufe ein immer reger werdendes Interesse für das klassische Alterthum mit sich, und Winkelmann betrat Rom zu einer Zeit, wo der Priesterstaat für diese heidnischen Reminiscenzen enthusiastisch war, folglich im günstigsten Momente, um mit seinem Wissen zu glänzen.

Der Leibarzt des Papstes, Signor Laurenti, hatte diesem von dem sehr gelehrten Deutschen ein sprechendes Bild entworfen und des Heiligen Vaters Neugierde erregt, ihn kennen zu lernen. Er ließ ihn daher auffordern vor ihm zu erscheinen.

Die Thüren des päpstlichen Palastes auf Monte Cavallo standen allen Gläubigen zu bestimmten Stunden des Tages weit geöffnet.

Mit einer Art schüchternen Ehrfurcht trat Winkelmann über diese heilige Schwelle. Die im welthistorischen Sinne gewaltige Bedeutsamkeit eines Vertreters des Sohnes Gottes auf Erden machte ihm den Anblick eines Mannes, der selig sprechen und verdammen durfte, zu einer Begebenheit, die seine Sinne gefangen nahm. War ihm doch zu Muth, als ob die Welt ihm bei dieser Audienz, in welcher sein Unglaube das Knie vor

einer von ihm nicht anerkannten Macht beugte, spottend in das Antlitz schaue.

Der Heilige Vater empfing ihn stehend, auf dem Haupte die Kappe, gekleidet in die feine weiße Wolle, seinen gewöhnlichen Hausanzug. Winkelmann hatte das Mögliche für sein Aeußeres gethan.

Verlegen verneigte er sich, um das Kreuz auf dem geheiligten Pantoffel mit seinen Lippen zu berühren; allein Benedict verwehrte es ihm, zugleich mit freundlicher Huld ihm seinen apostolischen Segen ertheilend.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er darauf gütig.

Der Warnung seines Freundes Mengs eingedenk, trat Winkelmann als ein durchaus unabhängiger Mann auf, und nur der Wissenschaft halber bat er um Zutritt in den Räumen des Vaticans, wo sich die griechischen Manuscripte befanden, die man gewöhnlich den Besuchern vorenthielt.

„Das sei Ihnen gestattet,“ sagte Benedict mit väterlicher Milde, „vorausgesetzt, daß ich erfahre, was Sie Neues darin finden. Ich höre, daß Sie ein tüchtiger Grieche sind, und über die Nachahmung der Künste des Alterthums eine gar interessante Schrift veröffentlicht haben.“

„Sie enthält meine Ansichten, gereift durch ein langjähriges Studium und den Umgang mit Leuten vom Fach,“ sagte Winkelmann bescheiden. „Unsere moderne Kunst hält sich zu sehr an die Form und vernachlässigt den Geist; das bloße Nachbilden hat keinen Werth, wenn das höchste Gezeß der Kunst, die Schönheit, nicht die Bildnerin des Stoffes wird; nicht das richtige Zeichnen macht das Kunstwerk, sondern der Gedanke des Künstlers, dem er in irgend einer Schöpfung Ausdruck leiht, und dazu den höchsten Maßstab an seine Linien legt; wenn nicht, so wird er, wie ein Kind, mit dem Stifte tändeln; doch nie wie ein Mann arbeiten und gestalten.“

„Sie wollen sagen, der Künstler müsse sich eine Schönheit denken, die über der Wirklichkeit stehe, wie der Dichter von einem Glücke träumt, das die Erde nicht bietet, und das Christenthum eine Tugend verlangt, die ein Mensch, seiner menschlichen Natur nach, nie erreicht. — Sie meinen die Griechen hätten dieß beabsichtigt? fragte Benedict.

„Nicht nur beabsichtigt, Gw. Heiligkeit, sondern auch gethan,“ versetzte Winkelmann warm. „Sie erstrebten das Höchste, und dieses kann nicht ohne Vollkommenheit gedacht werden. Die Vollkommenheit ist

aber kein Kind dieser Erde. Man kann eine Madonna mechanisch malen, wie ein Professor eine Metaphysik schreiben kann, die tausend jungen Leuten gefällt, und doch keinen neuen Gedanken enthält.“

„Woran aber wollen Sie die Fähigkeit des Künstlers zum Denken erkennen?“ fiel der Pabst ihm in die Rede.

„Durch seine eigene Erfindung. Eine gedankenvolle Zeichnung unterscheidet sich von einer bloßen Nachbildung der Natur, wie Thon von Marmor. Ein einziger Zug verändert die Bildung des Gesichtes; die Andeutung eines Gedankens schon giebt dem Borturfe eine andere Gestalt. Plato in Raphaels Schule von Athen rühret nur den Finger und er sagt genug. Dagegen drücken die Figuren von Zuccari mit allen ihren verdrehten Wendungen sehr wenig aus. Denn, so wie es schwerer ist, viel mit wenigem anzuzeigen, als das Gegentheil zu thun, so auch kann eine einzige Figur der Schauplatz aller Kunst eines Meisters sein. Es ist weit schwerer, eine Begebenheit durch eine einzige Gestalt auszudrücken, als durch eine Gruppe. Darum auch machen alle jungen Künstler so gern recht große Bilder mit einem Haufen von Figuren, weil sie dann durch die Personenzahl das an den Tag zu legen hoffen, was

sie nicht durch eine einzige Person auszudrücken vermochten, weil es ihnen dazu an dem leitenden Gedanken fehlte. Ich bitte zu bemerken, daß ich hier aus dem Munde des Alterthums rede, Ew. Heiligkeit!"

„Erläutern Sie mir das noch ein wenig mein lieber Winkelmann," sagte Benedict freundlich. „Wie soll es der Künstler anfangen, um seine Gedanken zu verkörpern?"

„Dadurch, daß er nachdenkt, welche Formen gewisse Eigenschaften der Seele ausdrücken, Ew. Heiligkeit. Der Stolz in dem Gesichte des Apollo äußert sich vornehmlich in dem Rinne und in der Unterlippe, der Zorn in den Rüstern seiner Nase, und die Verachtung in der Oeffnung des Mundes; auf den übrigen Theilen dieses göttlichen Hauptes wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibt eine ungemischt reine Empfindung, wie die Sonne, deren Bild sie ist. Im Laocoon wohnt, neben dem Schmerze, der Unmuth über ein unwürdiges Leiden, wir gewahren ihn in dem Kräusen der Nase, während das väterliche Mitleiden, wie ein trüber Duft, auf seinen Augäpfeln schwimmt. Diese Schönheiten gleichen einem Bilde des göttlichen Homer; man muß sie kennen, um sie zu finden. Die Weisen, wie die Künstler des Alterthums, wollten mit wenigem viel

sagen. Ihr Verstand lag in der Tiefe ihrer Werke, während er bei dem Neueren auf der Oberfläche schwimmt. Homer giebt uns, wenn er bei dem Erscheinen des Apollo alle Götter des Olympes sich von ihren Sitzen erheben läßt, ein großartigeres Bild als Callimachus mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit. Den Werken des Alterthums muß man sich überhaupt mit dem Vorurtheile nähern, daß der Suchende viel bei ihnen finden kann; denn nur so kommt man auf die Spur zu entdecken, Ruhe und Sammlung aber bedarf es, um das Viele in dem Wenigen zu erkennen: der Eilfertige hat schnell die letzte Seite des ungeschmückten großen Xenophon erreicht und fragt sich dann erst, was er eigentlich gelesen habe?"

„So wäre nach Ihrer Meinung das Studium der Alten der Originalität eines Künstlers nachtheilig?“ bemerkte der Papst nachsinnend.

„Sobald er dadurch verleitet wird, nachzumachen ohne zu denken,“ erwiederte Winkelmann eifrig. „Dient es ihm aber zur Bildung seines Auges, zum Erkennen des wahrhaft Schönen, so hat er seinen Zweck erreicht. In jedem Auge spiegelt sich die Welt auf eine andere Weise ab, so auch liegt in jeder Künstlerseele ein anderes Ideal des Schönen, und wenn er uns dies in

seiner Weise zu verkörpern sucht, so bleibt er originell und bietet uns Neues. Die schönsten Formen kennen wir bereits; allein immer wieder läßt sich ein anderer Gedanke in diese Form legen, und diese Malerei der Seele ist das ewig Junge in der Kunst.“

„Das ist eine mir noch fremde Auffassung,“ erwiderte Benedict sinnend. „Ich werde Ihre Schrift lesen, Herr Winkelmann und dann unsere Alterthümer mit Ihren Augen betrachten; darauf wollen wir weiter mit einander über die Sache reden.“

„Ich habe mich nur kurz über den Gegenstand ausgesprochen, bereite jetzt aber eine umfassendere Arbeit vor,“ fiel Winkelmann ein.

„Das freut mich. Es war gescheidt, daß Sie nach Rom kamen. Man muß mit eigenen Augen sehen, um in der Kunst ein Urtheil zu fällen. Sie haben freilich auch schöne Sachen in Dresden. Der Kurfürst hat viele unserer Meisterwerke angekauft. Er hat Geschmack. Ihre junge Kurprinzessin, Maria Antonia von Bayern ist gleichfalls sehr unterrichtet, und von mir zum Mitglied unserer Gesellschaft der Arcadia aufgenommen. — Archinto hat mir viel vom Sächsischen Hof mitgetheilt. Auch die Musik soll vortrefflich dort sein. Doch Rom ist es immer nicht; die Welt hat das nur einmal,“

fügte er lächelnd hinzu, „was sich Ihnen hier bietet, findet sich auf dem ganzen Erdball nicht wieder.

Er ertheilte ihm darauf seinen Segen und damit war er in Gnaden entlassen.

Als er in das Vorzimmer hinaustrat, fiel ihm ein ältlicher Herr, in der schwarzen Tracht eines Abbé auf, welcher seiner zu harren schien, und ihn mit Blicken ansah, die einen Gruß herausforderten. Winkelmann sah ihn darauf prüfend noch einmal an; da er ihm jedoch nicht bekannt schien, so wollte er an ihm vorübergehen. Indem vertrat dieser ihm den Weg.

„Sie entsinnen sich meiner wohl gar nicht mehr?“ fragte er verwundert, „und doch haben Sie mich oft genug gesehen, um sich meiner zu erinnern.“

„Sagen Sie mir nur, wo ich Sie gesehen habe; dann fällt es mir vielleicht ein,“ versetzte Winkelmann, und musterte prüfend sein Angesicht.

„Ich war ja in Dresden mit Monsignor Archinto, und habe Ihnen so oft Zutritt bei diesem verschafft,“ sagte der kleine schwarze Mann halbbeleidigt.

„Ach ja!“ rief Winkelmann sich nun entsinnend. „Aber seit wann sind Sie denn Priester geworden? Sie konnten nicht erwarten, daß ich Sie in diesem Anzug wiedererkennen würde.“

„Ich trage nur das Kleid eines Abbé, ohne es zu sein,“ lautete die lächelnde Erwiderung. „Wer im Dienste seiner Heiligkeit steht, nimmt aus Etikette das priesterliche Gewand; meiner Beschäftigung nach bin ich jedoch „Scapatore.“

„Scapatore? Was ist das?“ fragte Winkelmann verwundert, weil in seinem Reichthum italienischer Worte dieses Amt noch keinen Platz gefunden hatte.

„Stubenlehrer,“ erwiderte der scheinbare Abbé. „Monsignor Archinto hat mir nach seiner Rückkehr dieses Amt verschafft, das mir eine bequeme Versorgung auf Lebenszeit bietet, und nicht viel Mühe verursacht; denn man nimmt es in diesen Gemächern mit dem Lehren nicht sehr genau und wenn es sein muß, so halte ich mir Jemand zur Verrichtung meiner Geschäfte.“

„Es freut mich zu hören, daß es Ihnen hier so wohl geht,“ sagte Winkelmann und wollte sich entfernen.

„Ich möchte Sie noch um eine Gefälligkeit bitten,“ sagte der Scapatore, ihm abermals in den Weg tretend. „Ich habe mir aus Dresden eine junge Frau mitgebracht, die sich in Rom nicht recht heimisch fühlt, so gut es ihr auch ergeht. Sie vergießt so viele Thränen, daß es einen Stein erbarmen könnte, und ich versuche vergebens, sie zu trocknen. Vielleicht wenn sie das Ge-

sicht eines Landsmannes sähe würde ihr leichter um's Herz werden. Sie könnte sich in ihrer eigenen Sprache dann einmal die Brust frei reden; denn große Schuld an ihrer Melancholie trägt wohl ihr Unvermögen, sich auf Italienisch verständlich machen zu können. Sie begreift wohl, was man mit ihr spricht, aber sie kann nichts darauf erwidern."

"Wie haben Sie sich denn aber mit ihr verständigt, mein Herr Stubenfeger? — Sie konnten Ihre Liebe doch nicht durch Mienen und Geberden allein ausdrücken?"

"Davon war nicht die Rede," erwiderte der kleine Mann kopfschüttelnd. „Obwohl mir das hübsche Mädchen ganz gut gefiel, so war unsere Heirath doch ein reines Geschäft, und die Mitgabe das Beste dabei.“

„Sie ist also vermögend — Ihre junge Frau?"

„Im Gegentheil; sie war ein armes Mädchen; allein der Herr Graf von Brühl stattete sie sehr nobel aus.“ —

„So?" sagte Winkelmann überrascht, den gefürchteten Namen hier zu hören. „Aus dieser Quelle schöpfte sie! Das Mädchen ist also wohl nicht gern mit Ihnen gegangen?"

„Ich kann das nicht sagen; denn sie hatte nicht

die mindeste Widerrede meine Frau zu werden; besonders lag es ihr wohl daran aus der Heimath fortzukommen. Um so feltjamer ist es nun, daß sie sich nicht an unser Leben gewöhnen kann. Ich möchte darum Euer Gnaden bitten einmal ein vernünftiges Wort mit ihr zu reden."

„Wo wohnen Sie?"

„In der Straße di Ripetta in der Casa di Torre. Fragen Sie nur nach Momolo, dem Scapatore seiner Heiligkeit. Ich werde Sie indessen bei meiner Frau anmelden. Wir haben nächsten Mittwoch ein kleines Familienfest; wenn Sie sich dazu einfinden wollen, so würden Sie uns sämmtlich glücklich machen."

„Wenn ich nicht besondere Abhaltung finde, so können Sie auf mich rechnen," sagte Winkelmann, und nickte dem Scapatore seinen Gruß zu.

Vierzehntes Kapitel.

Der Ausflug nach Civoli.

Ein römischer Winter, wenn auch milde, bietet nicht weniger kurze Tage und tief hängende graue Wolken, wie unser Norden uns zeigt, und die feuchte Kälte der aus Stein und Marmor errichteten Wohnungen, ohne Defen und ohne Comfort, mit Spalten, Deffnungen, übelschließendenden Fenstern, nicht passenden Thüren und Zugluft nach allen Seiten hin, jagen manches Rieseln durch die Glieder des dort Wärme suchenden Fremdlings.

Allein verglichen mit Nöthenitz — dem einsamen Nöthenitz! Der Abstand war so groß, daß Winkelmann in den ersten Monaten seines Aufenthaltes nur Sonne sah, auch wenn sie nicht am Himmel stand.

Schon Ende Februar sproßte das erste Grün und auf dem Markte prangten die kostbaren Blumen aus

den glücklichen Thälern bei Spezia, deren Farbenpracht keine Feder beschreibt. Man muß sie sehen, diese feurigen Tulpen, diese goldgelben Narzissen und diese dunkeln Ranunkeln, welche die Natur so reich mit Farbensaft tränkt, daß sie wie in Sonnenglut gekocht erscheinen.

Winkelman, wenn auch kein Schwärmer für die Schönheiten der Natur, außer wenn sie durch die Reproduction der Kunst — folglich durch Vergleich und Reflexion — an ihn gelangten und ihn zum Nachdenken anregten, gab sich dennoch dem ersten Erwachen dieses süblichen Frühlings hin, dessen Zauber seine apathische Natur zu regerem Empfinden wachrief. Die Gärten um Rom kannte er noch nicht. Harper durchstreifte sie mit ihm.

Winkelman schrieb an seinen Kollegen Franke:

Mein Freund!

„Es ist nicht zu beschreiben, wie schön die Natur
„in diesem Lande ist! Man geht in schattigen Lorbeer-
„wäldern und in Alleen von hohen Cypressen, und
„an Gatterwerken von Drangerien an eine Viertel-
„meile weit in etlichen Villen, sonderlich in der Villa
„Borghese. Je mehr man Rom kennen lernt, je
„besser gefällt es. Ich wünsche beständig hier blei-

„ben zu können; aber dazu müßte ich mein hin=
„längliches Brod finden.

So mischte sich seinem Freudenrausche sogleich wieder die Sorge bei; denn allerdings war ihm der Aufenthalt in Rom weit billiger geschildert worden, wie er ihn bei genauerer Einsicht in die Bedürfnisse seines Lebens und die herrschenden Preise, fand. Die Einnahme von 200 Thlr., welche ihm der König gestattete, reichte wohl aus, so lange er als Gast am Tische seines Freundes Mengs einen Platz fand; allein auf längere Zeit wurde eine solche Verbindlichkeit drückend. Auch war diese Gastfreiheit vielleicht nur für den Anfang berechnet gewesen.

So gedachte er denn der kommenden Tage, und an das „Abwarten“ knüpfte sich sehr bald die Sorge.

Das frische, muthige Wesen seines Raphael richtete ihn freilich immer wieder auf und ließ ihn, in dessen Nähe, mit helleren Augen in die Zukunft blicken.

Die Märzsonne leuchtete bald heiß auf die Erde. Aus dem alten Mauerwerke sproßte überall das helle, saftige Grün mit einer Ueppigkeit, als habe die Hand eines Gärtners es gepflanzt.

„Wir müssen nach Tivoli mit Ihnen gehen, mein lieber Winkelmann;“ rief Raphael Mengs eines Tages,

als der Himmel so tiefblau über Rom lag, als habe der Schöpfer ihn in Ultramarin getaucht. „Kommen den Sonntag machen wir den Ausflug, und nehmen die Frauen und die Kinder mit uns. Wir wollen einmal recht lustig sein. Maron und Casanova sorgen für einen großen Familienwagen; Julie für warme Mäntel, dem gefährlichen Sonnenuntergange zu trotzen und mein schönes Weib nimmt kalte Küche und Wein für uns mit — ohne zu sparen. Nicht wahr, meine Margarethe, ohne zu sparen,“ setzte er mit Nachdruck hinzu.

Sie richtete ihr dunkles Auge liebend zu ihm empor. Er schlang seinen Arm um sie.

„Welch' eine Gruppe!“ rief Winkelmann, das herrliche Paar mit leuchtenden Blicken betrachtend. „Wie schön seid ihr beiden Leutchen, wenn Ihr nebeneinander dasteht! Daß mir nicht Pinsel nicht Meißel zu Gebote steht! um Euch so zu verewigen!“

„Es würde uns wenig helfen, denn Niemand wäre im Stande uns in Ihrer Schöpfung zu erkennen,“ sagte Raphael Mengs lachend. „Wir wären Ihnen zu einem Kunstwerke immer noch nicht schön genug, Sie würden die Natur nicht getreu nachbilden wollen. Sie würden darüber nachdenken, was der Schöpfer

uns zu verleihen versäumt und das Fehlende ergänzen; folglich ginge aus Ihrem Kopfe ein Raphael Mengs und eine Margarethe Guazzi hervor, die mit uns Beiden wenig gemein hätten. — Nicht wahr, so würden Sie es machen? — Leugnen Sie es nur nicht. Sie wären ein schlechter Portraitmaler geworden. Durch Sie würde die Welt uns nimmermehr kennen lernen; darum bedaure ich es keinen Augenblick, daß Sie kein ausübender Künstler sind, denn Sie hätten uns nur unerreichbare Ideale geschaffen. Was aber meine schöne Frau betrifft, so sieht sie mir ja alle Tage, und ist das Urbild aller meiner Frauengestalten, — sie also — insofern ich selbst mich überlebe, — wird mit mir auf die Nachwelt übergehen.“

„Allein — gerade so, wie Du es an Freund Winkelmann rügst — eine idealisirte Margarethe, die Niemand für die wirkliche erkennt,“ sagte die schöne Frau lachend.

„Das redet Deine Bescheidenheit,“ wandte ihr Gatte ein. „Niemand kann sich von der eigenen Gestalt eine Vorstellung machen, noch wissen, wie er dem Anderen erscheint, und wie sich die Welt in jedem Auge anders abspiegelt; ebenso der einzelne Mensch. Wenn ich Dich also in so himmlischem Liebreize erblicke, daß

alle Göttinnen des Olymps vereint nur Deine Schönheit bieten, so ist der Fehler mein, — wenn anders es ein Fehler ist — und das Verdienst ist Dein.“

„Du Schmeichler!“ sagte die schöne Frau, und nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände, ihn recht herzlich küssend.

Der Weg nach Tivoli, welcher im Osten von Rom liegt, führt zweimal über den in der Geschichte so berühmten Fluß Anio, welcher vier Brücken trägt.

Langsam fuhr der große, mit vier Pferden bespannte Wagen, welcher die Familie Mengs und die Hausfreunde barg, auf der Via Tiburtina in den schönen Frühlingsmorgen hinaus.

Winkelmann hatte, um die Gegend zu überschauen, auf dem Vordersitze seinen Platz genommen. Er war heute wieder ganz Archäologe, hielt eine Karte von Rom auf seinen Knien ausgebreitet, und las und verglich, ohne sich durch die muntere Unterhaltung der Mitfahrenden stören zu lassen.

Die von ihm mitunter an diese gerichteten Fragen, fanden selten eine befriedigende Antwort. Die Künstler sind keine genauen Topographen. Ihnen genügt die Wirkung des Baumes auf ihr Auge, ohne daß sie fragen, welche Hand ihn pflanzte.

Zu ihrer Linken ließen sie das Dorf Marco Simone, zu ihrer Rechten Cavaliere und Longhezza, bis sie die Solfatara von Tivoli erreichten, wo sich ein berühmtes Orakel befunden hat, von dem Virgil in Bezug auf den König Latinus redet.

Winkelmann declamirte seinen Gefährten vor:

At Rex sollicitus monstis, oracula Fauni
Fatidici genitoris adit, lucosque sub alta
Consulit Albunea, nemorum quae maxima sacro
Ponte sonat, saevamque exhalat opaca mephitim,
Hinc Italiae gentes, omnisque Oenotria tellus,
In dubia responsa petunt.

Aen. VII. 81.

„Ich habe noch kein Wort von dieser Solfatara gehört,“ sagte Maron.

„Es wäre höchst interessant, sie zu besichtigen, hätten Sie nicht Lust dazu?“ sagte Winkelmann erregt.

„Wenn sie am Wege läge,“ sagte Raphael Mengs freundlich, „dann recht gern; so aber ist der Umweg von einigen Meilen ein zu großer Aufenthalt. Ein anderes Mal, wenn wir ohne Frauen und ohne Kinder sind, läßt sich das leichter ausführen.“

Seufzend unterwarf er sich diesem vernünftigen Einwand, mit einem kurzen Gedankenflug zu seinem alten Rector Tappert zurückkehrend, welcher das Frauenzimmer

uur zum Besorgen der häuslichen Bedürfnisse des Mannes geschaffen geglaubt.

Sie hielten bei der Villa Hadriani an.

Die Ruinen dieses ungeheuern Gebäudes, in denen sich fünf zur Hälfte erhaltene Tempel befinden, erstrecken sich über drei englische Meilen. Am Eingange stießen sie zuerst auf die Cento Camere, wo, wie man vermuthet, die kaiserliche Leibgarde lag. Diese hundert wohlerhaltenen Gewölbe waren jedoch von einander getrennt, so daß Winkelmann sie einzeln besuchen mußte, eine Mühe, welche keiner seiner Reisegefährten theilen mochte. Lachend überließen sie ihn daher seinem Schicksale.

Er dankte es ihnen, sich allein gelassen zu sehen; denn es zog ihn ohne Störung nachzudenken, weshalb diese Kammern ohne Zugang waren, und er kam in sich zu der Ueberzeugung, eine außen hinlaufende Gallerie müsse sie verbunden haben; doch war von dieser letzteren keine deutliche Spur zu finden. Manche der Kammern hatten auch einen Durchbruch der Mauern erfahren; doch entdeckte man leicht, ursprünglich sei dieser nicht vorhanden gewesen.

Die Besitzer dieser Ruinen, ein Graf Fede und der Orden der Jesuiten hatten Weinberge darum an-

gelegt, und einen alten Tempel zu einem Lagerkeller eingerichtet.

Winkelmann verlor sich in dem weiten Bau, dessen äußerstes Ende ein Theater bildete, worin die Sitze noch vollständig erhalten waren. Der Weg dahin führte durch Sträucher und Gebüsch voll Schlangen und Eideren, die von den warmen Sonnenstrahlen gelockt, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen.

Ermüdet setzte er sich auf die steinerne, einst gewiß mit weichen Polstern bedeckt gewesene Bank für die Zuschauer, zog sein Buch, *Latium von P. Volpi*, aus der Tasche, und las die Beschreibung des Ortes aufmerksam nach.

Wo das Haus der Jesuiten stand, welches den Namen *Roccabruna* führt, sollten die Elysäischen Felder gewesen sein, in dem Reiche des Pluto hatten die Jünger des Loyola sich angesiedelt. Er mußte den Ort sehen.

Schwer war es den Canälen nachzuspüren, welche den Lethe, Cocytos und Phlegeton dargestellt. Auch Skulpturen sollten sich noch hier finden, welche die Strafen des Trion, des Prometheus u. vorstellten, und die Stanza d' Adriano noch ganz erhalten sein. Athen mit seiner Helden- und Göttergeschichte, seinen

Lyceen, Academien und Tempeln war von dem römischen Kaiser in dem Umkreis dieser Villa nachgebildet worden, das ganze classische Alterthum hatte hier eine Erinnerungstätte gefunden, bis der moderne Vandalismus seine verheerende Macht daran erwies.

Winkelman wanderte von Ort zu Ort, in der Hoffnung etwas Neues zu entdecken, irgend eine Antiquität zu finden. Wen hätte nicht schon ein ähnlicher Wunsch an einen in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Ort begleitet?

Wie, wenn aus diesem Schutte hervor plötzlich eine Camee ihn anlächelte, oder gar ein kostbares Manuscript aus Hadrians Bibliothek hier Verstecken spielte?

Er hatte sich nach dem Becken hin verirrt, welches zum Schwimmbade gedient, stieg die hineinführende Treppe hinab und setzte sich in eine der zum Auskleiden dienenden Nischen. Er fühlte sich ermüdet; auch der Hunger stellte sich ein. Die Stunden waren ihm allerdings, wie Minuten, entflohen. Seiner Reisegefährten hatte er ganz vergessen, es mochte an der Zeit sein, sie aufzusuchen; allein nach welcher Seite hin sich wenden?

Während er dies mit sich selbst überlegte, erschallte ein unmäßiges Gelächter vor seinen Ohren. Er blickte auf. Hoch oben am Rande der Nische stand Maron

und Casanova, und betrachteten ihn mit allen Zeichen der Lust.

„Gott Neptun ohne Bart,“ schrien sie ihm zu. „Bleiben Sie sitzen, Sie Einziger, wir müssen erst ein Bild von Ihnen entwerfen, bevor wir Sie aus ihrer Stellung entlassen.“

Zugleich zogen Beide ein Stizzenbuch aus der Tasche und zeichneten unter vielen Scherzreden ein Bild von Winkelmann, dem Orte seine ursprüngliche Bedeutung gebend, und er, im Entkleiden begriffen, von den Grazien überrascht, die entsetzt vor ihm fliehen. Das Ganze war eine Satyre auf seine Vorliebe für diese Denkmäler des Alterthums.

Geduldig saß Winkelmann da, seine Aufmerksamkeit dem Orte zugewandt, bis sie ihm zuriefen, zu schauen wie sie ihn verewigt hätten. Er sah über alle Begriffe häßlich aus, und gab ihnen beleidigt das Blatt zurück.

„Sie dürften den Damen nicht gefährlich werden,“ sagte Casanova entschuldigend.

„Wir suchen Sie seit einer Stunde und wollten Sie schon aufgeben, als wir Sie zu unserer Ueberraschung als Wassergott wiederfanden,“ nahm Maron scherzend das Wort.

„Ich habe mich herrlich unterhalten und Sie sämmtlich darüber vergessen,“ erwiderte Winkelmann naiv.

„Galant ist das nicht von Ihnen, Sie müssen das gestehen; besonders da sich Damen in unserer Gesellschaft befinden,“ sagte Maron spöttisch. „Indessen sieht es Ihnen ähnlich. Wenn Sie uns auch nicht vermißt haben, so werden Sie jetzt doch das vortreffliche Frühstück bedauern, womit wir Ihre Abwesenheit versüßten.“

„Davon hätte ich freilich gern ein wenig gehabt,“ sagte Winkelmann kleinmüthig; „denn ich kann kaum weiter vor Ermüdung und Hunger.“

„Führen wir ihn!“ rief Casanova seinem Gefährten zu. „Oder soll ich Sie, wie Aeneas den Anchises auf meinen Schultern forttragen? Da Sie das Classische lieben, wäre Ihnen diese Art wohl die angenehmste.“

„Nein,“ sagte Winkelmann ernsthaft. „So hoch versteige ich mich nicht. Auch sind Sie nicht mein Sohn.“

„Wenn ich Sie nun aber als Vater adoptirte?“ rief Maron lustig. „Da Sie so gern rückwärts leben, wäre es ganz in der Ordnung.“

„Sie drücken sich nicht richtig aus,“ sagte Winkelmann, ohne über die Redereien unwillig zu werden. „Ich lebe nicht rückwärts, sondern ich denke nur rückwärts oder vielmehr, ich denke zurück. Meine Philosophie ist die Philosophie der Erfahrung. Jeder Folgende lernt von seinem Vorgänger, und nicht wissen wollen, was dieser gedacht und gethan hat, heißt seine eigenen Erkenntnisse in die Luft bauen. Denn wenn ich nicht erst rückwärts schaue auf das schon Dagewesene, so kann ich ja einen längst veralteten Grundsatz als einen ganz neuen aufstellen und mich dadurch lächerlich machen.“

Sie hatten jetzt die Gesellschaft erreicht und Winkelmann mußte die Vorwürfe der Damen über die durch ihre verursachte Verzögerung hinnehmen. Dafür sollte er nun bis zum Mittagmahle Hunger leiden, hieß es.

Er fand die Strafe billig und unterwarf sich ihr, obschon sein Magen nicht mit ihm einverstanden war. Julie Mengs blinzelte ihm trostvoll zu, und von den Andern unbemerkt ließ sie ein Päckchen in die Tasche seines Rockes gleiten. Casanova sah es und flüsterte Maron zu, sie für diese Berrätherei zu strafen.

den Nachbarvölkern möglichst fern gehalten und dadurch ihre Eigenthümllichkeit bewahrt. Ich möchte darüber Beobachtungen anstellen. — Ich glaube, ich werde mich in die Nähe eines Brunnens setzen und den Wassers schöpferinnen zusehen.“

„Das wird eine Scene aus der Bibel geben; nur daß hier keine Kameele dürsten; indessen werden wir wahrscheinlich das Mittagessen einnehmen,“ sagte Maron hämisch.

„Thut nichts. Ich finde schon eine gute Fee, welche wie der Rabe in der Wüste an mir handelt;“ erwiderte Winkelmann mit einem Blicke auf Julie, der diese eröthten ließ.

„Ich werde Sie begleiten, damit Sie uns nicht wieder verloren gehen,“ sagte Raphael Mengs gutmüthig; „gestehe Ihnen aber nur eine Viertelstunde zu. Was Sie während dessen nicht an den Nasenrücken entdecken können, muß unentdeckt bleiben; denn die Zeit hat Flügel.“

Lachend entfernten sich die Uebrigen, um in der kleinen Locanda den Tisch zu decken.

War es nur Täuschung, oder trugen die Einwohner wirklich einen klassischen Typus, genug, Winkelmann fand den Schnitt der Gesichter dem der Römer durch-

aus unähnlich*) und zwang Mengs, ihm beizustimmen. Als sie mit dieser gewonnenen Ueberzeugung nach Verlauf der anberaumten Zeit erschienen, und ihre Beobachtung mittheilten, war des Scherzes kein Ende. Selbst die Damen stimmten mit ein. Der Wein erhöhte die mitgebrachte gute Stimmung. Es war ein fröhliches Mahl.

Den Kaffee nahmen sie im Tempel der Vesta ein, von wo sie die herrlichen, weiß schäumenden Cascaden von Tivoli bis in die Tiefe hinab mit dem Auge verfolgten. Winkelmann begehrte, die Villa des Horaz aufzusuchen, welche, wie er selbst in einer seiner Oden sagt, am Anio lag. Allein Niemand wußte ihn dahin zu geleiten.

„Es ist noch Vieles unerforscht,“ bemerkte Raphael Mengs. „Man sollte es kaum glauben, wie wenig man in Rom, trotz seines Reichthums klassischer Autoren, von Rom und seiner Umgebung weiß. Der Archäologie bietet sich hier noch ein weites Feld. Setzt aber wollen wir nach der Villa Estense aufbrechen, damit unser Freund sein Auge an den von Zuccheri gemalten Pla-

*) Winkelmann an Graf Büchau: „es ist nicht selten in Tivoli ein griechisches Profil zu sehen.“

fonds weide, und seine Theorien über die Nachahmung daran prüfe; denn jener hat sich aus allen Kräften, in die Fußstapfen Raphaels zu treten bemüht, und das Erhabene in aller Weise zu einer Karrikatur gemacht. — Eine kleine Linie über Raphael hinaus und wir fallen der Unnatur anheim. Darum ist es wohl leicht von Ihnen zu sagen, mein Freund, der Künstler müsse mit seinen Gedanken über der Wirklichkeit stehen; allein wo ist nun da wieder die Grenze? — Ein kleiner Schritt zu weit, und wir befinden uns in einem Reiche der Unmöglichkeiten, das unsern Blick verwirrt. Was Raphael groß machte, war das richtige Innehalten dieser Grenze. Er malte die erhabene Schönheit, weil er dafür die Empfindung besaß; Andere malen sie auch, allein ohne uns zu rühren. So geht es mit allen andern Eigenschaften. Michel Angelo betete die Kraft an, doch ohne sie in eine schöne Form zu verkörpern, und wirkte darum nur auf den Verstand. Correggio hat die Pracht seiner Farben. Jeder hat ein Etwas; allein das Vollkommene ist wenigen gegeben; denn es ist dies nicht ein Produkt des Talentes, sondern der Empfindung, die den Künstler lehrt, sich innerhalb der von dem guten Geschmacke vorgeschriebenen Regeln zu bewegen.“

„Warum wußten die Griechen diese Grenze, wo das Schöne und das Wahre in einander verschmelzen, so richtig inne zu halten?“ fragte Winkelmann nachdenklich. „Ich kann nicht glauben, daß sie mit so glücklich begabtem Auge und Sinn geboren wurden.“

„Die Gewöhnung, von Kindheit an zu sehen und zu urtheilen,“ erwiderte Raphael Mengs, „muß eine ganz andere Entwicklung des Geschmackes hervor bringen, als unsere Art zu bilden, wo man von der Theorie auf die Praxis übergeht. Ich weiß das an mir selbst. Ich lernte richtig zeichnen, das ist wahr; aber ohne alle Empfindung des Schönen, weil man mir Stücke gab, kein Ganzes, und der Mensch, dies Meisterwerk der Natur, mir nur in einer verunstaltenden Umhüllung vor das Auge trat. — Als man mich dann, herangewachsen, nach Rom brachte, ging mir erst ein Verständniß des wahrhaft Schönen auf; jetzt aber, im Verkehr mit Ihnen, lerne ich nun wieder durch Vergleichen und Erörtern aus meinen Anschauungen Gewinn ziehen, indem ich sie der Regel unterordne. Daß man nicht mit der Hand nur malen müsse, sondern auch mit dem Kopfe, war eine Ueberzeugung, die ich unbewußt lange schon in mir trug, bis sie mir im Gespräche mit Ihnen zur Gewißheit wurde. Unendlich groß ist daher ihr Nutzen

für die Kunst, wenn Sie uns deutlich machen, daß sie eine Wissenschaft sei, und daß nur die Theorie das Große schaffe, weil es gedacht werden müsse, bevor es plastisch eine Gestalt erhalte; daß aber alles mechanische Arbeiten, sei es im Nachahmen der Natur, sei es im Kopiren existirender Kunstwerke, nur den Handwerker, nicht den Künstler mache.“

„Wohin wollen Sie dann aber den armen Landschaftler verweisen?“ fragte Maron, der aufmerksam dem Gespräche der Beiden gefolgt war. „Dieser kann den Wäldern und Bäumen keine Eigenschaften andichten, er kann sie nur getreu wiedergeben, und wäre demnach nur ein mechanischer Arbeiter, — ein Handwerker, wie Sie sagen?“

„Die Griechen kannten diesen Zweig der Kunst nicht, — liebten ihn vielleicht auch nicht, — weil er jedenfalls untergeordnet ist,“ nahm Winkelmann das Wort.

„Das möchte ich doch nicht behaupten,“ fiel ihm Mengs in die Rede. „Ist auch der Mensch, vermöge seiner Seeleneigenschaften, das höchste durch die Kunst Darzustellende, so hat doch auch die lebendige Natur einen großen Reiz, — trotzdem, daß die Griechen sie nicht schätzten, und todt ist sie keinesfalls, todt ist nur das, worin wir keinen Gedanken suchen, noch ihn hinein-

legen können, und dies ist nicht der Fall bei Feld und Flur; denn erstens ist es ein Gedanke Gottes, der uns darin verkörpert vor das Auge tritt; Er ist der plastische Künstler von Baum und Wald, Seine Seele lebt darin, Sein Gedanke wohnt darin; und dem kommt nun noch hinzu, daß der Künstler seine Stimmung auf die von ihm darzustellende Landschaft überträgt. Der Landschaftsmaler muß daher mit seinem Gemüthe schaffen, er muß vor allen Dingen ein empfindender Mensch sein, er hat nicht nur mit dem Auge aufzunehmen, sondern er muß die Natur auch auf sein Gefühl wirken lassen; Trauer, Sehnsucht, Freude, Glück, muß durch das Abendroth, durch Mondenschein und Sonnenlicht seine Seele bewegen, damit er diese Empfindungen dann mit seinem Pinsel auf die Leinwand trage. — Sein Schaffen ist daher subjektiv; er bedarf des Naturells eines lyrischen Dichters. Fehlen ihm die Stimmungen, dann allerdings malt er nur mit der Hand, und keine Seele spricht zu uns aus seinen Himmelswolken. Darum sind Landschaft und Landschaft so sehr verschieden, auch wenn sie Beide gleich richtig gezeichnet, gleich schön kolorirt sind, weil die Eine die bloße Nachahmung ist, die Andere aber als die Schöpfung eines poetischen Gemüthes, diese Stimmung hat.“

Winkelman legte seine Hand auf Raphael Mengs's Schulter und sah ihn zärtlich an.

„Es thut wohl, wenn man eine so einsichtsvolle,

verständige Widerlegung hört, und man lernt dabei," sagte er innig. „Sie sind jedenfalls ein sehr denkender Künstler, denn Sie ergehen sich noch über Ihre Spezialität hinaus, so daß ich manchmal glauben möchte, Sie sollten, wie ich, Theoretiker sein.“

„Das bin ich auch," sagte Mengs lächelnd. „Allein nur so nebenher. Sie wissen noch gar nicht, was ich Alles zu schreiben gedenke, sobald es erst klar in mir ist.“

Sie standen jetzt auf der obersten Terrasse des Gartens der Villa von Hypolit Este, dem Sohne der Lucretia Borgia, im Jahre 1542 erbaut. Das erste Grün schmückte den Garten zu ihren Füßen. Blüthenduft drang zu ihnen herauf. Trotz der Zerstörung und Unordnung und trotz des schlechten Geschmacks in diesen Gängen, Lauben und Parterres, war der Zauber dieses Himmels, dieser Lüfte und der ganzen Umgebung ein hinreißender. In der Ferne zeigte man Winkelmann das graue Gemäuer der Villa des Mäcen, wo dieser Günstling Kaiser und Dichter versammelte. Wohin das Auge blickte, traf es auf Erinnerungen der glanzvollen Tage des Kaiserreiches. Verstummt schauete er vor sich hin. Mit heute hatte das Schicksal eine große Summe in seinem Schuldbriefe an das Glück getilgt, denn von Stendal bis hier war für den Sohn des armen Schuhmachers ein weiter Weg.





